

Special #1: FFxFF-Collab (Zwei Perspektiven)

Das Thema dieses Wettbewerbs lautet "Zwei Perspektiven"

Im Genaueren bedeutet dies, dass ihr von einem Ereignis aus der Sicht zweier, unterschiedlicher Charaktere schreiben sollt, wobei der eine Autor die eine Sicht und der andere Autor die andere Sicht übernimmt.

Ein Pokémonbezug ist zudem nicht zwingend erforderlich.

Ihr könnt 14 Punkte verteilen, maximal 9 an eine Abgabe vergeben.

Der Vote läuft bis Sonntag, den 06.04.2014, um 23:59 Uhr.

Abgabe 01 - Zurück zum Glück(Bloom).....	2
Abgabe 02 - Verlorener Sieg.....	4
Abgabe 03 - Von Hochmut und Fall.....	7
Abgabe 04 – Sommersturm.....	10
Abgabe 05 - Fremder Freund.....	13
Abgabe 06 - Das kurze Leben einer Seerose.....	16
Abgabe '07 - Von Ufos, Drogen und Sporttaschen.....	18
Abgabe 08 – Kinderspiel.....	22
Abgabe 09 - Showdown in Marine Ford.....	25
Abgabe 10 – Vergänglichkeit.....	28
Abgabe 11 - (K)ein bisschen Mitleid.....	29
Abgabe 12 - On my tod - Ganz allein.....	32
Abgabe 13 – Sternschnuppenbündnis.....	35
Abgabe 14 - Date one - Aller Anfang ist schwer.....	38
Abgabe 15 - Geteiltes Blut.....	42
Abgabe 16 - Der Freundschafts Hinrichtung.....	45
Abgabe 17 - Zwei Seiten, ein Weg.....	46
Abgabe 18 – (Un)Gerechtigkeit.....	49
Abgabe 19 - Stille Blume.....	51
Abgabe 20 – Blauwarm.....	53
Abgabe 21 – Veränderung.....	57
Abgabe 22 - Der Tod der letzten Prinzessin.....	60
Abgabe 23 - Tanz mit dem Leben.....	63

Abgabe 01 - Zurück zum Glück(Bloom)

Mit einem undeutbaren Funkeln in den Augen blickte ich zum Grund meines Glases. Mein Blick war leer und doch verbarg sich darin ein Gefühl, welches ich zu verstecken versuchte. Wieso hatte ich mir das hier noch einmal angetan? Ach ja genau, weil ich an einem Samstag Abend sowieso nichts Besseres zu tun hatte, weil es niemanden gab, der auf mich warten würde. Und dieses Wissen schmerzte. Ich hasste es, wie sich die Erkenntnis langsam einen Weg in mein Bewusstsein suchte, wie mich die Einsamkeit langsam zu überrollen schien. Es gab niemanden, der mich verstand, niemanden, der mir zur Seite stand und niemanden, der für mich da war. Niemand, den es interessieren würde, wie ich mich fühlte.

Erneut nahm ich einen großen Schluck von meinem Apfelsaft. Ja, auch wenn ich den Schmerz zu gerne vergessen wollte, wenn ich das Gefühl hatte, dass es mir mein Herz in Stücke riss, so wollte ich dieses Gefühl dennoch nicht in Alkohol ertränken. Denn ich wusste, wenn ich erst damit anfang, dann würde der Tag kommen, an dem ich nicht mehr leben konnte, ohne das wärmende Brennen in meinem Inneren zu spüren, der Tag, an dem ich vergaß, was es bedeutete zu leben. Ich spürte den musternden Blick des Barkeepers auf mir, doch ich wollte mein Wochenende wirklich nicht kotzend über einer Toilette verbringen und ich wusste, dass genau das passieren würde.

Auf einmal nahm ich wahr, wie sich jemand auf den Barhocker neben mir fallen ließ. Ich musste mich nicht umdrehen, um die Musterung zu spüren, die mir die Person zukommen ließ. Ich spürte förmlich, wie sich die Blicke in meinen Rücken bohrten, wie kleine Messer, und so konnte ich nicht ab, meinen Blick kurz zur Seite zu wenden. Ich sah in zwei tiefbraune Augen eines angetrunkenen Mannes, welche mir lüsterne Blicke zukommen ließen. Ich mochte es nicht, von irgendwelchen Typen beäugt zu werden. Ich fühlte mich dann immer wie ein Stück Fleisch, welches inmitten einer Herde hungriger Löwen gelandet war. So versuchte ich, den Mann neben mir einfach zu ignorieren und so zu tun, als würde ich ihn gar nicht wahrnehmen. Obwohl alle meine Alarmglocken zu leuten begannen, versuchte ich, meine Gedanken nicht abschweifen zu lassen, ihm keine Aufmerksamkeit zu schenken, selbst dann nicht, als der Barkeeper mir einen Schnaps hinstellte, welchen der Mann für mich bestellt zu haben schien. Schien er meine abweisende Haltung nicht zu bemerken, oder wollte er sie einfach nicht bemerken? Machte ich mich dadurch nur noch anziehender, indem ich unnahbar wirkte?

Auf einmal spürte ich einen warmen Lufthauch auf meinem Nacken und den stechenden Geruch von Alkohol in meiner Nase. Perplex zuckte ich zusammen und sah, wie mich der Fremde grinsend anblickte. Fassungslos und erschrocken rutschte ich ein paar Meter weiter von dem Mann fort. Ich versuchte, selbstbewusst und sicher zu klingen, doch als das erste Wort meine Lippen verließ, wusste ich, dass es mir nicht gelungen war. Zu sehr nahmen mich die Augen des Mannes gefangen, welche mir einen kalten Schauer über den Rücken laufen ließen. Sie wirkten hoch erregt, entschlossen und kalt! "Ich bin nicht interessiert! Ich bin lesbisch!" Ein unheimliches Grinsen umspielte seine Lippen und auf einmal überkam mich der Gedanke, dass ihn meine Worte kein Stück davon abhalten würden, mit mir zu kopulieren, sofern dies seine Absicht war.

Ich nahm deutlich wahr, wie er von seinem Stuhl aufstand und einen Schritt in meine Richtung trat. Ängstlich verkrampfte ich mich auf meinem Stuhl. Wie paralysiert blickte ich in diese dunklen Augen, die mich gierig musterten. "Ich bin überzeugt davon, Süße, dass so ein toller Hengst wie ich dich heilen kann!", raunte er. In seinen Worten schwang keine Drohung mit, nein, es klang wie ein Versprechen. Mein Herz schlug immer lauter gegen meine Brust, als wollte es fliehen, mich dazu bringen aufzustehen und davon zu laufen. Doch so sehr ich auch wollte, es ging einfach nicht. Zu groß war die Angst, dass dieser Typ mir folgen würde. Und ich wusste, dass ich allein keine Chance hatte, absolut keine Chance. Aber war es denn hier drin viel besser? Bemerkten denn all die Leute nicht, wie er sich mir bedrohlich näherte? Oder wollten sie es vielleicht gar nicht bemerken? Wieso half mir denn keiner? Ich zitterte am ganzen Leib, während er inzwischen direkt vor mir stand und nach meinem Handgelenk griff. "Komm mit, Süße", hauchte er mir ins Ohr. Mein Körper verkrampfte sich und ich versuchte mich verzweifelt an dem Stuhl festzuhalten. "Lass mich los! Ich will nicht!" Meine Stimme klang heiser und ängstlich, gar verzweifelt. Wieso kam mir denn keiner zu Hilfe? Wieso griff der Barkeeper nicht ein? Wieso ließen mich die Menschen im Stich? Wo war

die Solidarität, die Nächstenliebe, mit der wir immer prahlten? Unsere angeblich weiter entwickelte Intelligenz, unser Mitgefühl, was die Tiere angeblich nicht vorweisen konnten? Und doch fühlte ich mich wie ein Tier, ja wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wurde.

Auf einmal ertönte eine Stimme neben uns und ich spürte, wie meine Hand los gelassen wurde. Den Moment ausnutzend stürmte ich in Richtung Toiletten. Kurz bevor ich die Tür hinter mir zuknallen ließ, blickte ich in das schönste Paar strahlend smaragdgrüner Augen, die ich je gesehen hatte.

Ich wusste nicht, wie lange ich alleine gegen die Klowand gelehnt dasaß, doch es kam mir ewig vor. Ewig, bevor sich die Tür zu den Toiletten erneut öffnete und ich die Gestalt einer Frau wahrnahm, die mich sacht und liebevoll beäugte. Ihre grünen Augen strahlten eine Wärme aus, die ich zuvor noch nie gespürt hatte. "Alles OK bei dir?" Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, denn ich hatte das Gefühl, als würde mir meine Stimme versagen und so konnte ich nur nicken. Lange blickte ich ihr einfach nur in diese wundervollen Augen, bevor ich erneut zu meiner Stimme fand. "Danke."

Zögernd lächelte ich sie an, bevor ich sah, wie auch ihre Mundwinkel nach oben zuckten.

Vielleicht ... vielleicht war ich doch nicht ganz allein?

(Sarah)

"Willst du noch einen Drink?"

Ich nickte und Sekunden später war mein bester Freund schon mit zwei vollen Gläsern zurück. Wie fast jeden Samstagabend waren wir in unserer Stammbar, um noch etwas zu feiern und den grauen Alltag mal zu vergessen. Aber heute wollte das irgendwie nicht so ganz klappen, ich fühlte mich müde und antriebslos, mir war alles zu laut, wahrscheinlich arbeitete ich einfach zu hart.

"Kevin, können wir heute früher gehen?", fragte ich meinen Freund.

"Wie, du machst schon schlapp?" Ich schaute ihn gespielt empört an und er fing an zu lachen, dann klopfte er mir auf die Schulter und sagte: "Okay, ich sollte morgen ja auch ausgeschlafen sein."

Als er unsere Gläser zurückgegeben hatte und wir gerade gehen wollten, schweifte mein Blick noch einmal zur Theke, als ich sah, wie ein Mann eine Frau anbaggerte, die aber offensichtlich kein Interesse hatte.

"Kevin, schau mal da drüben. Kommt dir das nicht auch komisch vor?", fragte ich leise und deutete auf die beiden.

"Was denn? Ein Mann, der ne Frau anmacht, das kommt nicht selten vor in ner Bar," tat er es ab und zuckte mit den Schultern.

"Aber der hält die doch fest, die versucht doch, von dem loszukommen!" Meine Stimme wurde lauter, doch mein Freund reagierte immer noch nicht. "Jetzt steh doch nicht tatenlos rum, wir müssen ihr helfen."

Kevin zuckte erneut mit den Schultern. "Wissen wir denn sicher, dass er sie bedrängt oder so? Nein? Also. Ich will mich nicht in fremde Angelegenheiten einmischen."

"Wie du meinst, ich tu jetzt was," schnaubte ich und ließ ihn einfach stehen.

Je näher ich der Situation kam, umso besser erkannte ich, dass hier tatsächlich etwas nicht in Ordnung war.

"Was ist hier los?", fragte ich entschlossen und der Mann ließ die Frau erschrocken los, die daraufhin sofort in Richtung Toiletten verschwand.

"Was sollte das, ich hatte die Süße schon so gut wie im Bett!", brüllte der offensichtlich betrunkene Mann mich an.

"Das sah mir aber anders aus," erwiderte ich, "die hatte wohl eher Angst vor dir."

"Die Schlampe war lesbisch, ich wollte sie doch nur heilen!", brüllte der Fremde, sodass der stechende Geruch von Ethanol in meiner Nase brannte.

Ich sah dem Mann in seine braunen Augen, er meinte es offensichtlich ernst. Ich wurde erfüllt mit einer Mischung aus Ekel und Wut, explosiv wie Dynamit.

"Das ist wirklich unglaublich," murmelte ich. Er grinste. Er rechnete wohl gerade mit meiner Zustimmung. "Wirklich unglaublich." Ich fing an zu schreien. "Unglaublich, was für intolerante Arschlöcher es doch auf dieser Welt gibt!"

Sein bescheuertes Grinsen verflog. Stattdessen starrte er mich nun finster an, noch finsterer als

zuvor.

Etwas in mir schrie: Renn weg! Das wird nicht gut ausgehen!

Doch es war still. Angespannt. Die Ruhe vor dem Sturm. Ich spürte nur die Blicke der anderen Barbesucher. Ich stand da wie angewurzelt.

Das Klirren der Glassplitter brach die Stille. Er fuchtelte mit seiner abgebrochenen Bierflasche in der Luft herum, versucht, mich damit zu verletzen.

Blicke. Getuschel. Keine Hilfe.

Ich bekam seinen Arm zu greifen, die Flasche nur Zentimeter von meinem Hals entfernt.

"Die hat ganz schön Kraft." Das wurde letzte Woche noch von mir gesagt. Doch jetzt fühlte ich mich schwach, jede Sekunde ließen meine Kräfte mehr und mehr nach, ich war hilflos. Absolut hilflos.

Wieder diese Blicke. Warum konnte nicht ein einziger von diesen ganzen Menschen um mich herum eingreifen? Sie ließen mich alle im Stich. Sekunden kamen mir vor wie Stunden, wie Tage, wie eine Ewigkeit.

Noch fünf Zentimeter - noch vier - drei - ich kann nicht mehr! Helft mir doch, bitte helft mir! Was steht ihr so blöd rum? Tut was! Irgendwas!

Ich spürte, wie sich eine Träne aus meinen Augen schlich. Ich war verzweifelt. Meine Kräfte schwanden zunehmend.

Ich... kann... nicht... mehr...

"Da ist er!"

Der Druck gegen meine Hände ließ augenblicklich nach, ich blinzelte. Zwei Security-Typen hielten den Mann fest, der immer noch laut herumbrüllte und wild um sich schlug.

Kevin kam auf mich zu gestürmt. "Mein Gott, Sarah! Geht es dir gut?" Ich nickte. "Ich hab die Securitys geholt, als er angefangen hat zu brüllen. Aber die Menschen hier gaffen lieber, als den Weg für Helfer frei zu machen."

Ich deutete ihm, er solle still sein. So viel Gerede konnte ich nun echt nicht ertragen. Er lächelte und legte seinen Arm um meine Schulter.

Wenig später wurde der Betrunkene von ein paar Polizisten weggebracht, er brüllte immer noch Beleidigungen durch die Gegend, aber das sollte nun nicht mehr mein Problem sein.

"Sollen wir jetzt gehen?", fragte Kevin und sah mich mit seinen großen graublauen Augen an. Immerhin hatten wir das schon vor einer gefühlten Ewigkeit vorgehabt.

Ich nickte. "Aber ich muss vorher noch wohin."

Ich verschwand in Richtung Toiletten. Diese Frau war immer noch dort, sie saß gegen die Wand gelehnt da und sah total fertig aus.

Ich beugte mich vor und fragte: "Ist alles okay bei dir?"

Sie nickte. "Danke."

Ihre kristallklaren meeresblauen Augen schimmerten im fahlen Licht der zischenden Deckenbeleuchtung, als sich ein Lächeln auf ihren Lippen abzeichnete, das ich ob des überaus romantischen Szenarios, das sich hier gerade abspielte, nur erwidern konnte.

Und endlich war alles ruhig.

Abgabe 02 - Verlorener Sieg

Wie soll ich dich denn in dieser riesigen Stadt jemals wieder finden? Aber wahrscheinlich denke ich zu pessimistisch. Vielleicht warte ich vergebens hier, im Schatten dieses gigantischen, leuchtenden Turms, der wohl so etwas wie das Wahrzeichen dieser Stadt ist. Hattest du mir das nicht eben noch erklärt? Wieso habe ich dir nur nicht zugehört, als du mir erklärt hast, wie die Welt lebt und funktioniert. Habe nur deiner warmen Stimme gelauscht, dem frischen Wind auf meinem Körper Beachtung geschenkt und deine Sicherheit genossen. Aber jetzt, wo ich aus deinen sicheren Armen gerissen worden bin, in den Massen an Zweibeinern untergegangen bin, jetzt wünsche ich deine Nähe. Für ein Träsla, wie mich, ist es hier nicht sicher. So vertraut mir dein Geruch auch ist, ich

bin nicht mehr sicher, ob ich meinen verwirrten Sinnen trauen darf. Wenn ich nun einfach meine kleinen Füße bewege und dem Gefühl nachgehe? Sollte ich nicht lieber auf dem großen, runden Platz bleiben? Die Wolken und der Wind sprechen heute nicht zu mir. Das Flüstern der Natur bleibt aus. Heiß scheint die Sonne, an diesem unglücklichen Tag. Wenn ich meinen Blick schweifen lasse, erkenne ich außer sternförmig verlaufenden Gassen kaum etwas - und doch, ich kann es riechen. Es riecht nach Großstadt, nach Menschen, deren leckerem Essen, nach Frühling und nach Pokémon-Kämpfen. Aber am allermeisten riecht es nach dir! Diese nichtige, kleine Schachtel auf dem Boden am Ende dieses dunklen, grauen Ganges, wieso erinnert sie mich so an dich? Es ist dein Lieblingssessen, mein geliebter Trainer. Aber ich darf nicht weinen, gerade jetzt nicht, wo mir dieses fremdartige Wesen gegenübersteht, an dessen Blick ich erkenne, dass es mir nicht wohlgesonnen ist. Sind wilde Psiau wirklich so gemein, wie du mir erzählt hast? Dieses niedliche graue Fell, die kleinen, runden Knopfaugen, der freche Mund, aus dem spitze Zähne hervorstehen - alles sieht so harmlos aus. Und doch, bevor ich ihm erklären kann, dass ich nicht hier bin um zu stehlen, faucht es mich auch schon an. Dass ich hier verschwinden solle, aber ich weiß doch gar nicht mehr, wohin. Ich bin doch nur dem vertrauten Geruch gefolgt!

„Was machst du hier? Verschwinde gefälligst!“, fauchte ich den Eindringling an, den meine harsche Stimme zusammenzucken ließ. Ich stand auf einem großen Pappkarton und schaute auf mein Gegenüber herab, welches gerade den Kopf zu mir hob. Dichte, grüne Haare verdeckten die Augen des kleinen, humanoiden Pokémon, welches in seinem weißen Kleid einem Menschenkind ähnelte. Lediglich die roten Hörner auf seinem Kopf zerstörten diesen Eindruck. Ein Trasla? Was macht so eines denn hier?

Ich versuchte festzustellen, was es hierher gebracht haben könnte und mein Blick fiel auf den flachen Pappkarton am Boden. Er war halb geöffnet und ein köstlicher Geruch stieg mir in die Nase.

Aha! Da will mir jemand mein Essen streitig machen? Na, warte!

„Hast du mich nicht gehört oder was? Ich sagte, du sollst abhauen!“, herrschte ich mein Gegenüber an und sprang von der Kartonkiste herunter auf den gepflasterten Boden. Doch das Trasla reagierte nicht, sondern blieb wie versteinert stehen. Denkt es etwa, weil es größer ist, kann es mich einfach ignorieren? Das wirst du bereuen! Wütend verengte ich meine Augen zu Schlitzen, als ich das Psycho-Pokémon einige Sprünge vor mir fixierte. Mein kurzer Schweif begann hin und her zu peitschen, während sich die Wut in mir weiter aufstaute. Warum bewegte es sich nicht? Wie konnte ein Eindringling nur dermaßen von sich überzeugt sein? Dachte es etwa, es könnte einfach so in mein Revier spazieren und mir mein Essen streitig machen?

„Ich sag's dir nur noch ein einziges Mal. Verschwinde endlich! Ansonsten werde ich, Theodore, dir höchstpersönlich zeigen, wessen Gasse das ist!“

Doch das Trasla schien gar nicht daran zu denken, sich zu bewegen. Gut, wenn es es nicht anders wollte - man konnte mir jedenfalls nicht vorwerfen, ich hätte es nicht oft genug gewarnt.

„Wie du willst“, zischte ich zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. Ich konzentrierte mich auf meine psychischen Kräfte und hob meine Ohren an, um diese Energie in Form eines Psystrahl freizusetzen. Sie legte sich auf meine Augen und sobald ich meinen Gegner vor mir fixiert hatte, schoss diese auf ihn zu. Frontal wurde das Trasla von der Attacke getroffen und krümmte sich unter den Schmerzen. Aber es schien ihm weniger zu schaden, als ich angenommen hatte. Und es wirkte auch nicht so, als würde diese Attacke es in die Flucht schlagen. Verärgert beendete ich meinen Angriff, indem ich die Ohren wieder an meinen Kopf legte und die Energie abbrach. Dann eben etwas anderes.

Wenn ich mich doch rühren könnte, dem Psiau, welches nur davon redet, beklaut zu werden, erklären, warum ich wirklich hier bin! Ob du nun Theodore heißt oder nicht. Bevor ich den Mund öffnen kann, trifft mich ein heller, farbiger Strahl, der direkt aus den kleinen Knopfaugen von Psiau zu kommen scheint, am ganzen Körper. Unfassbare Lähmungsschmerzen kriechen meinen kleinen

Rücken hinauf, umklammern stumm meinen Nacken, dringen wie tausend kleine Nadeln durch meine Haut. Niemals hätte ich damit gerechnet, dass ein Psystrahl meine Art so hart treffen kann. Selbst die Verlagerung meiner Beine nützt nichts - Schwindel überfällt mich. Ich beginne zu zittern. Das wabernde blaue Licht, der harte Boden unter meinen Füßen, Schwindel, alles wird mir zu viel. Jetzt kann ich nur noch hoffen, dass Psiau sich nicht noch weiter unnötig verausgabt - ich bin doch gar nicht sein Feind. Vielleicht beruhigt es sich, wenn ich meinen Namen hinausrufe? Durch mein Aufheulen wird es sich wenigstens nicht so verausgaben. Aber auch wenn ich spüre, dass das fremde Psiau durch meinen Versuch, ihn zu stoppen, kurz stockt, so lässt es doch schon die nächste Pein folgen.

Doch bevor ich darüber nachdenken konnte, was ich als nächstes tun konnte, da heulte das Trasla vor mir laut auf. Der durchdringende Ruf hallte in der Gasse wider und übertönte kurzzeitig das allgegenwärtige Sirren der städtischen Geräusche. Ich blieb verwirrt stehen und rührte mich nicht. Auf einmal war mir gar nicht mehr so sehr nach Kämpfen zumute, im Gegenteil, ich bekam Mitleid mit dem Eindringling. Doch dann fiel mein Blick wieder auf den Pizzakarton und mir wurde die Strategie meines Gegenübers bewusst. Mit einem simplen Heuler würde es mich nicht vertreiben. Pah, mich kriegt man nicht aus dieser Gasse! Dieses Pokémon war doch zu Unrecht hier und nicht ich!

Mir fiel eine bessere Möglichkeit ein, es zu vertreiben und meine Augen begannen bedrohlich aufzuleuchten, als ich mit meinem Silberblick mein Gegenüber fixierte. Wütend entkam mir ein Fauchen. Wie erwartet war das Trasla von meinem angsteinflößenden Blick eingeschüchtert und schien nicht in der Lage zu sein sich zu verteidigen. Doch in dem Moment, als mir dieser Gedanke kam, fiel mir auf, dass es überhaupt noch nicht versucht hatte sich in irgendeiner Form zu wehren. Trotzdem war ich weiterhin gewillt mir mein Essen nicht streitig machen zu lassen!

Der silberne Schimmer in seinen Augen jagt mir kurze, heftige Schauer über den Rücken, ich spüre, wie meinem Körper die Kräfte entzogen werden. Ich weiß, dass es mich auslaugen und schwächen möchte und tatsächlich gelingt ihm das auch. Warum kann ich kaum klar denken? Ich kann förmlich spüren, wie mein innerer Wille mich zu verteidigen gesunken ist. Was so eine Attacke doch ausmacht - aber ich war noch nie die geborene Kämpferin. Auch ein zweites Aufheulen meinerseits scheint Psiau nur noch mehr anzustacheln. Warum reagiert es nur so wütend? Meine Taktik des Beruhigens – das Einzige, was ich gut kann - scheint gar nicht anzuschlagen. Es wird sich noch unnötig verletzen, wenn es so weitermacht!

Nach der nächsten Attacke war ich mir sicher, würde es die Flucht ergreifen. Es musste einfach weglaufen! Mit einem kampfbereiten Miauen, fuhr ich die Krallen an meiner rechten Pfote aus. Diese begannen zu leuchten, als ich mich sprintend auf das wehrlose Trasla zubewegte. Ich näherte mich schnell und doch waren meine Schritte auf den glatten Pflastersteinen kaum zu hören. Nur noch einen Sprung entfernt von meinem Gegner stieß ich mich kräftig vom Boden ab, holte mit der Kralle aus und verpasste diesem Eindringling einen Kratzer im Gesicht. Auf einen Gegenschlag vorbereitet - denn ich war mir sicher, dass falls es nicht fliehen sollte, es spätestens jetzt sich wehren würde - sprang ich zurück und ließ mein Gegenüber nicht aus den Augen. Mein Atem ging schwer und ich schnappte etwas nach Luft. Es war eine Weile her, dass ich das letzte Mal wirklich kämpfen musste - normalerweise verschwanden ungebetene Besucher ja auch nach meinem Psystrahl.

Ich kann kaum atmen, als das Psiau plötzlich über den Karton, in dem sich noch Pizza befindet, hinwegfegt und mich mit seinen Krallen im ganzen Gesicht gleichzeitig zu treffen scheint. Wie höllisch kann ein einzelner Schmerz sein? Und wie stark ist er erst, wenn er sich vermengt. Saure Galle verflüssigt sich in meinem Mund, Angst, Wut und Hilflosigkeit über das Missverständnis mischen sich.

Vielleicht muss ich ihm meine wohlwollende Art anders zeigen. Ob ich ihm helfen sollte, dem armen, wütenden Kerl?

Lieber schließe ich die Augen, sehe dem Übel nicht ins Gesicht, hinterlasse eine Welle aus Wärme, ehe ich ihn so leiden sehe. Nein, das hast du mir beigebracht, mein geliebter Trainer, man darf andere, wilde Pokémon nicht so leiden lassen. Während ich so darüber nachdenke, was das arme Ding nachts für Ängste durchstehen muss – hier draußen, alleine! – merke ich doch, wie sich meine Augen mit Tränen füllen. Ich spüre, wie sich warme, prickelnde Energie zwischen meinen Armen bildet, während ich sie ausbreite, verteilt sich diese umgehend über die gesamte Gasse. Der sonst düstere Gang scheint mir auf einmal so hell, selbst die kleinste Blume scheint von meiner heilenden Aktion zu profitieren. Ich mag es, eine derart starke Energie freizusetzen, denn sie erfüllt mich doch auch selber immer mit Wärme und Zuversicht. Ich kann den düsteren und doch sehnsüchtigen Blick dieses Psycho-Kätzchens nicht deuten und so halte ich den Atem an, registriere jede kleine Bewegung, jeden Augenaufschlag - Psiau scheint sich tatsächlich zu beruhigen und ich atme tief aus. Meine Heilwoge wirkt immer, nicht nur, dass sie mir verlorene Energie zurückgibt, sie belebt auch den Geist meines Gegners. Genau so, wie du es mir erklärt hast, geliebter Trainer.

Mir gingen die Ideen aus, dieses Pokémon zu vertreiben, denn ich hatte eigentlich alles versucht, was mir eingefallen war. Warum bleib sie einfach weiterhin wie angewurzelt stehen? Das machte doch gar keinen Sinn! Doch dann entließ das Trasla vor mir plötzlich eine Woge aus warmer Energie. Ich wollte zurückweichen, doch ich war zu langsam und wurde davon überrollt, wie von einer Meereswelle. Mein ganzer Körper entspannte sich und meine Wut schien plötzlich verflogen zu sein. Ich konnte nicht einmal mehr erklären, warum ich überhaupt so überreagiert hatte. Perplex stand ich da und blickte mein Gegenüber verständnislos an, als sich meine Atmung normalisierte und meine Muskeln nicht mehr schmerzten. Ich fühlte mich ausgeruht wie nach einem langen, erholsamen Schlaf - als hätte es den Kampf zuvor gar nicht gegeben. Als hätte ich nie eine Attacke eingesetzt.

Warum hatte sie das gemacht?

Psiaus Augen treffen meine, ich spüre, die Verwirrung, erkenne die Verwunderung und die Sehnsucht, die Frage, die ihm auf der Zunge brennt. Die alles entscheidende Frage, wieso ich nicht zurückgefeuert habe.

Da. Schritte hinter uns. Ein vertrauter Geruch

„Trasla? Da bist du ja, ich habe dich schon überall gesucht. Komm, wir gehen nach Hause!“

Mein Herz rast. Ich kann nicht anders, als den erstaunten Blick des Psiau zu ernten – eine Woge aus Mitleid erhascht mich – und dann renne ich auch schon los. Da bist du ja wieder. Mein geliebter Trainer.

Abgabe 03 - Von Hochmut und Fall

Seit Jahren daran gedacht, seit Wochen geplant und nun realisiere ich es.

Heute ist es endlich so weit. Das ist mein Tag.

Abgenutzter, kalter Fliesenboden, flackernde Deckenlampen. Tapp, tapp, tapp – Schritte, wie ich sie hier das letzte Mal machen werde. Bekannte Türen, welche nun das letzte Mal von mir passiert werden. Beschmierte Wände, Müll und Dreck. Erinnerungen durchstreifen meine Gedanken und meine Wut brodeln wieder auf.

Ich umklammere es in meiner rechten Hand. Meine Waffe des Triumphes, meine Waffe der Rache. Die Zeit vergeht so langsam, während ich selbstbewusst wie niemals zuvor den leeren, trostlosen Flur entlanglaufe. Kinder sind unschuldig, Jugendliche grausam. All die Jahre, welche ich leiden

musste, jeden Tag an diesen elenden Höllenort musste, damit sie mich niedermachten, mich bloßstellten, mich hassten. Durch ihr Verhalten hielt mich wenig am Leben – nur noch der Gedanke an Vergeltung. Doch heute ist endlich der Tag: der Tag an, dem das Opfer sich wehrt und die Macht ergreift.

Das Klopfen, ich spüre es deutlich. Mein Herz. Es fühlt sich an als würde es jeden Moment meine Brust sprengen. Da vorne ist sie. Mit braunen Backsteinen ummauert. Die braune, hölzerne Tür mit dem alten, vergilbten Schild, auf dem Raum 118 steht. Dumpfe Stimmen, Schreie, Gelächter. Eine Freistunde, wie auf dem Vertretungsplan angekündigt. Dienstag, vierte Stunde, ein typisches Gymnasium in Deutschland. Ein Tag, welcher in die Geschichte eingehen wird.

Erst jetzt merke ich, wie sehr ich zittere, diese Aufregung, Nervosität. Meine Rechte umklammert das Messer noch fester, mein Herz klopft ohrenbetäubend laut. Als würde ein Fremder mich steuern, wandert meine linke Hand zur Türklinke und drückt diese langsam runter. Durch einen leichten Tritt meiner Fußspitze schwingt die Tür langsam quietschend auf und mir wird der Blick auf die Subjekte meines Hasses gewahrt. Das Licht, welches von draußen aus den Fenstern den Klassenraum durchflutet, blendet mich. Keiner hat es bemerkt, das Messer, welches ich vorsichtig zu verbergen versuche. Wie gewohnt werde ich ignoriert. Sie reden nicht mit mir. Niemals. Außer um mich zu beleidigen.

Niklas steht mit dem Rücken zu mir und gestikuliert wild, während er aufgeregt etwas erzählt. Gelächter. Ihn lieben sie, ihn liebt jeder. Mir ist jedoch gerade alles egal, ich beachte nur das rhythmische Pulsieren in meinem Kopf. Plötzlich seelenruhig, atme ich tief ein und lasse die Luft langsam meine Lunge verlassen. Dann renne ich auf ihn zu und ramme es in seinen Rücken, zieh es raus und gleich ein weiteres Mal. Schreie klingen dumpf durch das Pochen in meinem Kopf. Andere schauen mich entsetzt an während er in einer Blutlache zusammen klappt.

Schlagartig drehe ich mich nach rechts und gehe auf sie zu. Ich wollte sie einst, hübsch wie sie ist mit ihrem blonden Haar, doch sie entgegnete mir nur Abscheu. Tränen in ihren angsterfüllten blauen Augen. Ich spüre sie, die Macht. Blitzschnell rast die Klinge auf sie zu, trifft ihren Hals und sorgt für einen roten Schleier, welcher mich trifft. Von hinten kommt wer auf mich zu, doch ich reagiere schnell und auch er liegt bald unten am Boden, im warmen roten Saft seiner Niederlage gebadet.

Noch Wenige sind im Raum, die Meisten entkommen, doch diese nicht. Wie sie in der Ecke kauern, schluchzend, zitternd. Sofort weiß ich, ich werde einen nach den anderen Leiden lassen, so wie sich mich leiden ließen, bis ich mir selbst die Gnade gebe. Jeder von ihnen ist schuldig – durch Blicke, Gesten, Worte oder einfaches Wegsehen. Sie alle haben es mehr als verdient.

Bedrohlich gehe ich auf Jan zu. Das schlimmste menschliche Wesen mit der größten Klappe. Zitternd starrt er mir in die Augen. „Du elender Wahnsinniger!“, klingt es links von mir. Lukas. „Du bist wertlos, ein Nichts! Du kleiner Lauch denkst du hättest eine Chance gegen mich?! Dich hätte es niemals geben sollen!“ Schlagartig spüre ich seine Faust in meiner Magengrube, krümme mich schmerzhaft zusammen. Doch dieses Gefühl hält kaum an. Den nächsten Angriff kontere ich und ramme meine Waffe tief in seinen Oberschenkel. Blut rinnt warm über meine Hand. Dieser verzweifelte Schrei gibt mir den finalen Kick.

Mein Blick trifft seinen und ich schaue tief in seine Augen. Sein Hass, seine Angst, seine Niederlage – jedes einzelne dieser Elemente bringt mir eine kribbelnde Gänsehaut. Noch immer mit festen Griff ziehe ich langsam das Messer aus der Wunde und betrachte die rot glitzernde Klinge. Einen kurzen Moment halte ich inne, um dieses Gefühl der Macht vollkommen auszukosten. Dann führe ich sie langsam zu seinen Hals. Sein Atem wird schnell und panisch, doch rasch verlässt auch ihn die Essenz des Lebens und er sackt zusammen, nachdem meine Waffe seine Kehle liebkoste.

„Es tut mir Leid! Es tut mir so schrecklich Leid! Bitte hör auf, Michael. Bitte!“, Jan schrie und schluchzte. All die Übrigen starrten ihn entsetzt an. Natürlich ist mir bewusst, das dies Lügen aus Verzweiflung und falscher Hoffnung waren. Automatisch, als wären sie ferngesteuert, machen meine Füße erste Schritte auf ihn zu. „Nein, bitte! Es tut mir Leid! Bitte tu es nicht!“ Reine Hysterie. Bei ihm lasse ich mir weniger Zeit als bei Lukas. Je näher ich ihm komme, desto verzweifelter klingt er. Wimmernd mit dem Rücken an die Wand gedrückt sitzt er da, als ich ihn für immer verstummen lasse.

~ ~ ~

Ich mag solche Tage nicht. Ich hätte pünktlich zum Sonnenuntergang zu Hause sein können, aber dann wollten sie von der Seelsorge, von der Polizei, von den noch mehr oder weniger zurechnungsfähigen Lehrern, und wie sie alle heißen, mich noch gefühlt zwanzigmal anfassen. Als ich endlich vor der Haustüre stand, war es nun doch schon nach zehn Uhr nachts, und dann wollte verständlicherweise auch meine Mutter mich kaum loslassen. Ich hab ihr gerade so noch das Bett schmackhaft machen können. Endlich mal ein bisschen Ruhe...

Normalerweise würde ich nach so langen Tagen einfach die Glotze anschmeißen und mich von dem irgendwie unterhaltsamen Müll im Programm benebeln lassen. Heute ist ein anderer Tag, heute bin ich als Überlebender der grauenvollen Tat unfreiwillig ein Star und erzählen werden sie über uns alle sowieso nur wieder, was sie hören und glauben wollen. Keine Lust. Überhaupt hab ich im Moment absolut keine Lust mehr auf die Außenwelt, und der Fernseher macht nicht viel mehr oder weniger als einen einseitigen Kontakt zu ihr herzustellen. Und benebeln? Bleibt mir nur noch eine weitere Zigarette, und sie gehört der Luft meines Zimmers. Der blaue Dunst, da kommt Besinnlichkeit auf, da ist es wie Weihnachten im ganzen Jahr...

Und alles nur wegen Michael. Der Name eines Engels – eines gefallenen Engels. Und das wiederum nur unseretwegen, aber das will keiner wahr haben. Sehr wohl kann ich es noch verstehen für diejenigen, die Angehörige oder gute Freunde durch die Sauerei verloren haben ohne selbst was damit zu tun gehabt zu haben, denn die sind diejenigen, die Michaels jüngstes Gericht am härtesten bestraft – und äußerst unverhältnismäßig, denn seit wann sollten die einen für die Fehler anderer büßen? Unverhältnismäßig ist sicher auch der Bluttausch an sich... Ja, wir sind dem Klopfer nicht jederzeit mit Gegenliebe begegnet, aber Leute im Grunde genommen einfach nur für das Ausleben eines ganz miesen Humors umbringen? Man kann nervige Mücken auch mit Kriegspanzern erschlagen.

Wir sag ich, warum wir? Ich bin selber das, was man mehr oder weniger neutral als einen „schwierigen Menschen“ bezeichnen könnte, und damit es mir ja nie so erginge wie dem Micha, oder aber ich vielleicht selbst „dazu gehören“ könnte, hab ich mich irgendwann mal durchaus an den falschen Späßen beteiligt. Der tatsächliche Spaß daran allerdings, der wollte sich bei mir nie einstellen – wie können Menschen an sowas überhaupt Freude haben?? Auch war er nun wirklich nicht der größte Widerling, wenn man mal ganz normal mit ihm geredet hat.

Die Lust selbst dazu verging mir schlussendlich erst, als er in seiner aussichtslosen Lage grundsätzlich jeden für alles, was ihm passierte, wie ein Irrer anschrie, und auch wenn alles, was ich ihm konkret je getan hab, mit das Harmloseste war, so bin ich mir jetzt sicher, dass er auch diese Momente genauso wie den ganzen Rest nicht vergessen hat. Steter Tropfen höhlt den Stein. Und wie er springen konnte, wenn er verärgert war! Da konnt ich auch kaum anders als ihn ach so liebevoll Michihasi zu nennen. Und die hässlichen Bilder dazu haben andere Idioten gemalt, von denen ich mir wünschte, jemand hätte ihnen mal die Löffel auf gleiche Länge gezogen. Nun ist's zu spät, die ganze Welt geht mit den armen Schweinen auf Kuschelkurs. Salz aus den Augen, kein Salz

für die Wunden. Ich werd mir noch gut überlegen, ob ich jemals zu einem Klassentreffen gehen will später...

Ich hab vom Blutbad nur den ersten Akt gesehen, dann hab ich mich feige unter die fliehenden Klassenkameraden gemischt und war ebenfalls weg. Was hätte er mit mir gemacht, wenn ich nicht so glücklich an ihn vorbei gekommen wär? Es gab nur einen verschwindend kurzen Augenkontakt, und dieses ungeahnt fiese Funkeln verhieß mir nichts Gutes... Ja, ich bin ein Feigling und ein Mitläufer, aber wer würde sich denn anmaßen, etwas anderes zu erwarten und es zu meinen? Zivilcourage ist ein schönes Wort – sobald Leute aktiv bedroht werden, bleibt sie gern auch mal nur ein schönes Wort. Rette den eig'nen Arsch und sieh zu, dass du glücklich wirst. Ich weiß, was ich in meinen paar Jahren hier gesehen hab, und nichts und niemand auf der Welt kann mir mit seiner Propaganda was anderes weismachen.

Morgen ist erstmal schulfrei, vielleicht auch noch länger. Dazu noch diverse Schweigeminuten und Trauerfeiern. Davon eine schön offizielle mitten in unserer Sporthalle, und zu Besuch kommt Frau Merkel oder einer ihrer Knechte. Und für die Schüler wird's zur Pflichtveranstaltung, wenn dann der Amoklauf insgeheim für falsche Botschaften instrumentalisiert wird. Das Gift in unseren schwarzen Seelen, so tilg es denn mit neuem Gift, auf dass es Antworten finde, die gefallen... Und ich denk ja schon wie ein Poet. Auf jeden Fall weiß ich auch, was ich empfinde, und es wär mir lieber, niemand versuche mehr, gegen meine Überzeugung anzukämpfen, bis ich am Ende doch noch falsches Mitleid empfinde. Wie gesagt, ich will einfach nur Ruhe, und ich will ganz normal weiter leben.

Und Michael? Der Antiheld ist nun der größte Depp von allen. Der wichtigste Mord ist gescheitert, und zwar der an ihn selbst. Nun wird er für seine Rache zur Verantwortung gezogen. Sie werden ihn für ein paar Jahre wegsperren, eine Psychotherapie anfangen und eines schönen Tages kommt er wieder frei. Für manche, wenn nicht gleich für viele, wird die Strafe nicht hart genug sein. Diejenigen, die er auf dem Gewissen hat, kommen nie mehr zurück. Dafür gibt es keine Wiedergutmachung, und Genugtuung ist auch nur eine Illusion zum Trost. Die Wahrheit ist, die Morde werden im Gegensatz zu dem vergossenen Blutgemisch seiner Mitschüler für immer an ihm haften bleiben und Leute werden ihn danach beurteilen. Vielleicht wird er nicht gehenkt und muss auch nicht für den Rest seines Lebens Sklavenarbeit verrichten. Sie werden ihn nur rund um die Uhr beobachten und so wird er eines aller Gefängnisse nie verlassen. Es heißt: Michael Klopfer.

Abgabe 04 – Sommersturm

„Hach ja, ich liebe den Sommer! So schön warm, mit einem leichten Windhauch, der einem durch die Haare weht“, rief Jacob aus, während er sich streckte. Es waren gerade Sommerferien, 30°C und blauer Himmel, also hatten wir beide beschlossen nach Milwaukee zu fahren und das schöne Wetter zu genießen. „Naja, ich mag zugegebenermaßen den Frühling lieber, wenn die Blumen ihre Blüten öffnen und es nicht so gottverdammst heiß ist“, antwortete ich und wusch mir den Schweiß von der Stirn. Jacob lachte ein wenig, aber dann blieb sein Blick in dem Schaufenster eines Elektrowaren-Geschäfts hängen, an dem wir gerade vorbeigingen. Darin waren mehrere Fernseher zu sehen, auf denen gerade Nachrichten gezeigt wurden. „He Michael, schau mal“, meinte Jacob beunruhigt „sie geben Tornado-Warnungen für die nähere Umgebung durch!“ „Na und?“, entgegnete ich „ist doch normal um diese Zeit.“ „Ja, da hast du wohl Recht“, Jacob schien noch immer beunruhigt, aber ich wollte es dabei belassen um ihm nicht aus Versehen noch mehr Sorgen zu machen.

Wir blieben noch ein wenig in der Stadt, entschieden uns dann aber auch schnell nach Hause zu fahren. „Verdammt!“, meinte Jacob auf einmal, als wir gerade zum Bahnhof gingen und ordnete seine Haare, die durch den Wind durcheinander kamen. „Ich habe eben mit meinen Eltern geschrieben, sie sind noch nicht daheim und ich habe keinen Schlüssel mitgenommen.“ „Ist doch

kein Problem, du kannst ruhig noch etwas zu mir gehen, bis deine Eltern heim kommen“ antwortete ich, was ihn sichtlich erfreute.

Als der Zug im Bahnhof meines Heimatortes anhielt war es kurz nach 18 Uhr, die Sonne begann schon hinter dem Horizont zu verschwinden und immer mehr Wolken bildeten sich. Ich wohnte etwas weiter auf dem Land, weshalb wir noch einige Minuten zu Fuß gehen mussten, bis wir da wären. Mitten auf dem Weg wurde der Wind immer stärker, Jacob wurde wieder beunruhigt, sogar deutlich stärker, als zuvor in der Stadt. Ich wollte ihm gerade sagen, dass er sich keine Sorgen machen muss, als sein Blick an einem Punkt im Westen hängen blieb. „D-da...“, stotterte er nur. Als ich auch nach Westen sah erkannte ich, was ihm solche Angst bereitete: Nur circa 5 Kilometer von uns entfernt entstand gerade ein Tornado! „Ach du heilige...“ war das einzige was ich hervorbrachte und Jacob schrie panisch: „Ich wusste es, ich wusste es, verdammt ich wusste es!“ Ich versuchte Ruhe zu bewahren und Jacob Sicherheit zuzusprechen, doch ich fand einfach nicht die richtigen Worte. „Mach dir keine Sorgen, der Tornado ist noch so weit weg“, wandte ich mich zu ihm hin „und außerdem...haben wir doch schon mehrere Tornados gesehen.“ Der letzte Teil stimmte nicht einmal, aber er wurde auch vom starken Wind, der uns um die Ohren brauste verschluckt, was mich ein wenig freute. „Lass uns jetzt erstmal zu mir nach Hause gehen, wir haben einen Tornado-Schutzkeller!“ Kaum hatte ich das gesagt fiel mir etwas auf und auch Jacob schien es bemerkt zu haben. „D-du sag mal“, stotterte er leicht „bewegt sich der Tornado nicht direkt auf euer Haus zu?“

„Verdammt, meine Eltern! Schnell, beeilen wir uns“ stieß ich aus und begann zusammen mit Jacob loszulaufen. Es war noch ein knapper Kilometer bis zu unserem Haus, bis zur Sicherheit. Während wir rannten behielten wir den Tornado immer im Blick, er hatte einen weiteren Weg als wir, war aber deutlich schneller. Doch die Angst und der Rückenwind gaben uns Kraft. Auf dem Weg verschwand der Wirbelsturm hinter ein paar Baumkronen aus unserem Blickfeld, lediglich der starke ohrenbetäubende Wind zeigte uns, dass er noch da war. Als wir schließlich an den Bäumen vorbeigerannt waren und um eine Ecke bogen keimte Hoffnung in uns auf, mein Zuhause war nur noch wenige Meter entfernt. Doch diese Hoffnung wurde direkt zerstört, als ich wieder in Richtung Tornado schaute: Er war direkt vor uns, vielleicht 100 oder 200 Meter entfernt. Ich konnte spüren wie der Wind mich zu ihm zog. Die Angst war so groß, dass ich langsamer wurde, fast stehenblieb, als ich plötzlich eine Stimme nach mir rufen hörte. „MICHAEL!“, schrie jemand aus der Richtung des Hauses und als ich hinsah konnte ich erkennen, dass es meine Mutter war, die zu mir rief. Sie befand sich schon, zusammen mit meinem Vater und einigen Nachbarn im Schutzraum unter der Erde und hatte die Luke ein wenig geöffnet. „Mama...“, flüsterte ich und es begann wieder Hoffnung in mir aufzukommen. „Was machst du denn?!“, schrie Jacob, der mittlerweile einige Meter vor mir stand. „Los beeil dich, wir sind fast da!“ „Ja!“ rief ich und begann weiterzulaufen, den Blick immer auf die rettende Luke gerichtet. Doch es fiel mir deutlich schwerer als zuvor. Der Wind des immer näher kommenden Tornados, der mich nach jedem Schritt stärker zu sich zog als zuvor und die Erschöpfung durch den bereits zurückgelegten Weg machten es mir immer schwerer. Auch Jacob schien diese Probleme zu haben, kam immer langsamer voran. Ich schaute einen Moment in Richtung des Tornados und versteinerte. Er war erneut näher und deutlich größer als noch vor wenigen Sekunden. Die Angst lähmte mich, Tränen brachen aus meinen Augen und ich sank zusammen, sämtliche Hoffnung verloren.

„Verdammt was ist los mit dir?!“, schrie mir Jacob ins Ohr, griff meinen Arm und zog mich hoch. „Wir haben keine Zeit für diesen Schwachsinn!“ Er rannte los und zog meinen schlaffen Körper hinter sich her. Langsam begann ich meine Beine wieder zu bewegen, lief langsam weiter in Richtung des rettenden Kellers. Ich schaute erneut zur Luke, sie war noch geöffnet. Als ich genauer hinsah sah ich meine Mutter und meinen Vater, wie sie lauthals mit den Nachbarn stritten. Das Rauschen des Windes verhinderte, dass ich sie verstehen konnte, ich hörte nur einen einzigen Satz: „Wir haben keine Zeit mehr, wir müssen sie schließen!!“ Erneut spürte ich, wie mir Tränen in die Augen schossen. „Nein...“, flüsterte ich „lasst sie offen.“ Meine Worte waren kaum mehr ein Husten. Ich nahm nochmal alle Kraft, alle Hoffnung zusammen, sprintete los und schrie „LASST SIE OFFEN!“ Ich spürte nur noch den harten Holzboden unter mir und Jacobs Hand um meinen

Arm, hörte den Tornado über uns hinweg stürmen, bevor mir schwarz vor Augen wurde.

"... war kein Kind mehr. Und es war Sommer.", sang meine Ehefrau, Sandra, während sie in der Küche den Abwasch machte. Wir befanden uns im schönen Sommer, es war großartiges Wetter und mittlerweile war es schon der fünfzigste Sommer, welchen ich erlebe. Zusammen mit meiner Frau zeugte ich im Sommer, vor 18 Jahren, einen Jungen, Michael, er war zusammen mit seinem Freund, Jacob, unterwegs. "Sturmwarnungen für das ganze Gebiet. Bitte, begeben Sie sich zu einem sicheren Ort und bewahren Sie Ruhe!", sprach die Nachrichtensprecherin im Fernsehen. "Du, Sandra?", rief ich sofort zu meiner Frau. "Ja, was denn?", kam kurzerhand zurück woraufhin ich sie ein wenig entgeistert anschaute. "Hast du das gerade nicht mitbekommen?", fragte ich sie empört und stand bedrückt von meinem Sessel auf.

Sie schaute mich nur verwundert an und hatte ein dezentes Lächeln aufgesetzt. Sie dachte wohl, ich wolle jetzt einen Scherz machen, aber nein, das will ich nicht! "Eine kurzfristige Tornado-Warnung wurde gerade im Fernsehen ausgesprochen. Wir sollen uns an einen sicheren Ort begeben und das schnell!", schrie ich ihr fast schon ins Gesicht aber es war wichtig, dass sie es nicht für einen Scherz halten würde, denn ich kannte meine Frau: Sie konnte des Öfteren nicht die Realität von Scherzen unterscheiden. "W-Was?", fragte sie entgeistert. "Sa-Sag mir, dass das ein schlechter Scherz war.", flüsterte sie und blickte mich, immer noch mit diesem entgeisterten Blick, an. Ich schüttelte daraufhin nur den Kopf. "Nein, Thomas, d-das kann nicht sein.", murmelte sie vor sich hin und war Nahe eines Zusammenbruchs. "MICHAEL, er ist noch draußen!", fügte sie besorgt hinzu.

DingDong Plötzlich ertönte die Hausklingel und sowohl meine Frau als auch ich schreckten just in diesem Moment auf.

Sofort stürmten wir zu der Tür, in der Hoffnung, dass es sich hierbei um Michael handelte, was aber nicht der Fall war. Terrence, einer unserer Nachbarn, befand sich zusammen mit Frau und Kind vor der Tür. Der Tornado würde immer näher kommen. "Worauf wartet ihr beide denn? Die ganze Nachbarschaft hat sich versammelt, um euch zu eurem Bunker zu begleiten. Ihr habt doch einen für den Fall der Fälle angelegt, so hieß es jedenfalls, oder täusche ich mich da?", fiel er sofort mit der Tür ins Haus und wollte eigentlich nur das Eine von uns und zwar den Zugang zu unserem Bunker. Er und die gesamte Nachbarschaft, blickten uns verängstigt und unsicher an. Sie wollten alle nur in Sicherheit und nun war es auch ich, der meine Frau anschaute, um ihr Einverständnis zu bekommen.

"Nein, nicht.. nicht ohne meinen Sohn!", gab sie verzweifelt von sich und wollte nach draußen rennen, wovon ich sie aber abhielt, weil es einfach zu gefährlich war. Ich hielt sie fest und schaute ihr direkt in die Augen, mittlerweile haben sich schon Tränen in ihren Augen gesammelt. "Sandra, Michael ist ein schlauer Junge, er weiß, was er zu tun hat. Er wird so schnell es geht, hier auftauchen und das vollkommen unbeschädigt, schließlich ist Jacob auch bei ihm. Aber du musst bedenken: Er würde wollen, dass wir uns in Sicherheit bringen und nicht dieses Risiko eingehen, oder denkst du nicht?", versuchte ich sie zur Vernunft zu bringen. Natürlich wollte auch ich nichts mehr als meinen Sohn suchen aber bei dem Sturm wäre das reiner Selbstmord und das hätte ihr jeder andere auch gesagt. Schließlich kam sie zur Vernunft und zur "Freude" aller, machten wir uns auf den Weg zu unserem Bunker. Schnell bemerkten wir, dass der Tornado direkt auf unser Haus zuraste, weswegen wir nur noch einen Ticken schneller gingen.

Am Bunker kamen wir schließlich an und ohne zu zögern, wurde die Luke geöffnet. Alle stiegen langsam hinein, Terrence blieb noch kurz mit uns draußen, ging dann aber auch langsam hinein. Ich stieg als Nächster rein und sah meine Frau noch draußen stehen. "Sandr-", plötzlich wurde ich durch ihren Schrei unterbrochen. "MICHAEL!", schrie sie laut und blickte in Richtung des Tornados. Tatsächlich waren dort Michael und Jacob! Hoffnung machte sich kurzerhand in mir breit, als ich die beiden Jungs angerannt sah. Plötzlich stürzte Michael! "Verdammt, was ist los mit dir?", hörten wir Jacob schreien, bevor dieser Michael am Arm packte und schließlich mit sich zog.

Just in diesem Moment wollte Terrence die Luke schließen, woraufhin Sandra sofort zur Hilfe eilte. "Du lässt die Luke verdammt nochmal offen, auch wenn der Tornado uns alle tötet, ohne meinen Sohn, wird diese Luke nicht geschlossen, hast du mich verstanden?! ", schrie sie Terrence mit allen

Emotionen und Gefühlen, welche sich in ihr gebildet hatten an und befahl ihm zurück in den Bunker zu verschwinden. "Und lass dich bloß nicht mehr blicken!", schrie sie ihm noch hinterher und erneut war ich begeistert, wie viel Kraft doch noch in meiner Frau steckte. Nun aber stieg Sandra zu mir herab und wir hörten nur noch ein lauten Schrei: "LASST SIE OFFEN!" Und genau in diesem Moment flogen Jacob und Michael in den Bunker hinein und ebenso flog die Luke zu! Überglücklich und mit Tränen überhäuft, hielten wir unseren Sohn in unseren Armen und hörten den Tornado über uns hinweg ziehen. Dass ein normaler Sommertag zu so einem Abenteuer werden würde, damit hätte niemand jemals gerechnet. Alle hatten es wohl überstanden, Gott sei es gedankt!

Abgabe 05 - Fremder Freund

Das Knacken eines Astes veranlasste Kian dazu, sich umzudrehen und was er entdeckte, hätte ihn nicht noch mehr aus der Fassung bringen können. Mit einem vorsichtigen "Woah!" und nach vorne ausgestreckten Handflächen ging er ein paar Schritte zurück in Richtung seines flugunfähigen Raumgleiters. Er wollte lieber so nah wie möglich an seiner Waffe sein, wenn das... Wesen vor ihm keine friedlichen Absichten hegte.

"Mein Name ist Major Kian Faulkner von den Vereinigten Streitkräften der Erde. Ich komme in friedlicher Absicht. Die Energiezelle meines Raumgleiters ist überhitzt und ich muss hier warten, bis ein Techniker kommt und sie auswechselt. Solange bin ich auf diesem Planeten gestrandet," versuchte er mit ruhiger Stimme seine Situation zu erklären.

Es schien nicht so, als ob der Fremde seine Worte verstanden hätte. Kian konnte auch nicht deuten, ob er nur abwarten wollte, oder jeden Moment angreifen würde. Ungefährlich sah er jedenfalls nicht aus mit seiner Lederbekleidung, den Fellverzierungen, der Halskette aus Knochen und den spitzen Zähnen. Seit Entdeckung der Hyperraumreisen war Kian schon auf vielen Planeten gewesen, um Technologien zur Verteidigung der Erde zu finden, aber auf eine Rasse, wie diese war er noch nie getroffen. Scheinbar war die Spezies bei weitem nicht auf dem selben Entwicklungsstand wie die Menschen, aber immerhin nutzten sie Werkzeuge und - angesichts der Art von Speer in der Hand des Außerirdischen - Waffen.

Noch einmal versuchte Kian Kontakt aufzunehmen. Dieses Mal auf eine einfachere Art und Weise. "Ki-an," sagte er und tippte sich auf die Brust. Dann zeigte er auf seinen Gegenüber. "Du?"

Er hatte ja schon vieles erlebt und über ein langweiliges Leben konnte er sich wirklich nicht beschweren. Aber das hier... Das war ungewöhnlich. Erst griff ein Thra'qu das Dorf an und nun fiel auch noch ein... Ja, was war es eigentlich? Grau wie es war, ähnelte es einem großen Stein, aber so, wie es glänzte, erinnerte es eher an Tierhaut. Sowas hatte Neej noch nie gesehen und umso erstaunter war er gewesen, als sich dieser Klotz, der da vom Himmel gefallen war, auch noch öffnete und jemanden ausspuckte.

Dieser Jemand sah ein bisschen aus wie Neej, nur war seine Haut weich und milchig, während Neejs Stamm dunkelgrüne, harte Haut besaß. Auf dem Kopf hatte das Wesen eine Art Fell, aber um vor Kälte zu schützen, war es viel zu kurz und auch auf den Teilen des Körpers, die nicht von seiner merkwürdigen Kleidung bedeckt wurden, wuchsen keine oder nur ganz wenige Haare. Dass ein solches Wesen länger als ein paar Tage in der Wildnis überleben konnte, schien unwahrscheinlich. Wobei Neej zugeben musste, dass die komischen Stoffe, die es trug, bestimmt gut warmhielten. Aber was machte es hier? War sein Dorf auch von dem Thra'qu angegriffen worden, jagte es ihn auch? Wieso setzte es sich dann unbewaffnet in einen Stein und ließ sich dann vom Himmel fallen? Dass man in einem Wald so keinen Thra'qu erlegen konnte, hätte ihm doch von Anfang an klar sein müssen. Oder war er nur aus Versehen hier gelandet? Hatte ihn sein Dorfältester verbannt? Was wäre denn das für eine Bestrafung, einen Abtrünnigen in einen ausgehöhlten Felsen setzen, um den dann möglichst weit weg zu schmeißen...

Nun fing das Wesen auch noch an zu reden. Oder zumindest sah es so aus... Sein Mund öffnete und schloss sich, aber etwas Verständliches war nicht zu hören. Irgendetwas von wegen *Kyann* und *Planeh'dem*. Freund und ungenießbar? Lecker sah er wirklich nicht aus und feindlich gesinnt schien er auch nicht zu sein. Also tat Neej, was man höflicherweise tat, er blieb reglos stehen und wartete auf das, was sein Gegenüber als nächstes tat.

„Kyann,“ sagte der andere, während er auf sich selbst zeigte. „Du?“ Ob es Gefahren gab? Natürlich. Und weil der Freund bisher so nett gewesen war, erklärte Neej ihm alles, was er über den Thra'qu wusste.

Das merkwürdige Geschöpf schien es wohl nicht verstanden zu haben, es kniff die Augen zusammen und legte den Kopf schief.

Ein bisschen schien es ja immerhin sprechen zu können, aber mehr als unverknüpfte Worte hatte es bisher nicht hervorgebracht. Es war wohl besser, in möglichst einfachen Worten mit ihm zu reden.

„Thra'qu!“

"Was soll das bedeuten? Ich kann dich nicht verstehen." Eigentlich war es sinnlos, das Kian weiterhin versuchte mit dem Fremden zu reden. Es klang wie ein Schwall an Worten, aber keines davon hatte Ähnlichkeit mit einer Kian bekannten Sprache. "*Thraku*... Ist das dein Name?" Er beobachtete, ob auf dieses Wort eine Reaktion folgte. Der Einfachheit halber beschloss er, dass er den Bewohner des Planeten Thraku nennen würde - egal, ob es sein Name war, oder nicht.

Immer wieder schüttelte Thraku seinen Speer und deutete damit auf Kian. Zwar zeigte er keine Anzeichen dafür, dass er angreifen wollte, aber dennoch beschloss der Major, vorsichtig zu sein. Langsam ging er herüber zu seiner Tasche und holte zwei Proteinriegel heraus. "Hast du Hunger? Essen?" Er warf einen der Riegel zu Thraku, öffnete die Verpackung des anderen und biss demonstrativ ein Stück davon ab. "Hmm! Lecker!" Kian lächelte und rieb sich den Bauch. Keine Reaktion. Wahrscheinlich hätte er selbst auch nicht gehandelt, wenn ihm ein Fremder etwas zu essen angeboten hätte.

Nach einer kurzen Zeit des Wartens setzte er sich schließlich auf den Boden. Direkt neben seine Tasche. Hier fühlte er sich sicher, schließlich hatte er so seine Pistole in Griffweite. Ein letztes mal beschloss er zu versuchen, Thraku seine Situation zu erklären. Er zeigte auf seinen Gleiter, flatterte mit den Armen wie ein Vogel und schlug mit einer Faust auf die Erde. "Kaputt, verstehst du?" Offensichtlich nicht. Der Außerirdische legte nur seinen Kopf schief und schaute ihn fragend an.

Warum redete dieses Wesen so viel? Neej schüttelte seinen Speer doch schon minutenlang, warum hörte Kyann, der Freund, nicht einfach auf? Wer seine Waffe schüttelte, gab seinem Gegenüber unmissverständlich zu verstehen, dass er besser ruhig sein sollte. Diese Geste verstand man über die Stammesgrenzen hinweg. Wobei dieses merkwürdige Geschöpf sehr eigen war... Gerade erst hatte es auf seinen Felsen gedeutet, mit dem, was wohl seine Arme waren, gewedelt und dann ein paar Male auf den Boden geklopft, als ob er den Thra'qu anlocken wollte.

Immer wieder wanderte Neejs Blick zum Waldrand. Wenn der Thra'qu dort auftauchte, hätte Kyann keine Chance, sich zu verteidigen. Unbewaffnet war er sowieso schon, aber er versteckte sich auch noch hinter seinem Stein und konnte überhaupt nicht sehen, wann der Feind auftauchte. Stattdessen holte er zwei glänzende Stangen aus dem Lederbeutel neben ihm, der Neej bis dahin noch gar nicht aufgefallen war. Eine von beiden warf er dem Jäger zu, an der anderen zerrte er ein bisschen, bis sie auf einmal gar nicht mehr glänzend war, sagte etwas Unverständliches, biss von ihr ab und rieb sich den Bauch. Neej fragte ihn, warum er aß, wenn er doch Bauchschmerzen hatte, aber er reagierte nicht und aß weiter seine Stange.

Komisches Wesen.

Warum sah Thraku eigentlich die ganze Zeit über so gehetzt aus? Er setzte sich nicht hin, schüttelte immer noch ständig seine Waffe und rief unverständliche Worte. Kian konnte sich keinen Reim auf dieses Verhalten seines Gegenübers machen. Wenn er doch nur Thrakus Sprache verstehen könnte. Dann wüsste er zumindest, ob die Möglichkeit bestand, als Mahlzeit eines Außerirdischen zu enden. Vielleicht mochten die Bewohner dieses Planeten Menschenfleisch lieber als Proteinriegel. Plötzlich kam Bewegung in die Situation. Thraku senkte den Speer und bewegte sich langsam auf Kian zu. Was hatte das zu bedeuten? War das ein Angriff? Unschlüssig darüber, wie er sich verhalten sollte, kam Kian wieder auf die Beine. Seine Waffe! Aber natürlich - Kian brauchte seine Pistole. Ein paar Kugeln würden sicherlich auch die echsenähnliche Haut Thrakus durchdringen und ihn aufhalten. Als er jedoch nach seiner Tasche griff, wurde diese vom Speer des Außerirdischen durchbohrt. Thraku knurrte leise und machte eine Geste, die etwas wie "Bleib unten!" bedeuten könnte, vielleicht aber auch "Ich werde dich zerquetschen!" - wer konnte das schon so genau sagen? Jedoch bemerkte Kian, dass Thrakus Blick eher auf den Wald hinter Kian gerichtet zu sein schien, als auf ihn selbst. Und das Geräusch, das Thraku als nächstes machte, hatte wohl auf sämtlichen Planeten die selbe Bedeutung. "Shh!" bedeutet "Klappe halten!" Wahrscheinlich würde es am besten sein, dieser Anweisung Folge zu leisten. Ein lautes Rascheln, als würde jemand durchs Unterholz schleichen, ließ Kian schließlich herumfahren und vor Schreck erstarren.

Da war er. Er hatte ihn gesehen, hinten, im Unterholz. Er hatte nur ganz kurz seinen Kopf vorgestreckt, doch er hatte sie gesehen, die gelben Zahnreihen, die vielen roten, grünen und gelben Federn. Der Thra'qu war da. Neej ging in die Hocke und bewegte sich vorsichtig auf den Waldrand zu. Aus dem Augenwinkel bemerkte er, wie Kyann nach seiner Ledertasche griff. Reflexartig rammte Neej seinen Speer in selbige. Nicht, dass sein neuer Freund, durchgedreht, wie er war, etwas Dummes tat. Der war wohl überrascht, jedenfalls zuckte er zurück. Plötzlich tauchte der Kopf des Thra'qu wieder über dem Gebüsch auf, doch dieses Mal waren seine runden, roten Augen direkt auf Neej gerichtet. Der Jäger knurrte, gab ein kurzes „Shh!“ von sich, kündigte dem Kriechtier im Wald an, dass er es nun töten würde. In einer einzigen flüssigen Bewegung zog Neej seine Waffe aus dem Boden und rannte auf den Thra'qu zu. Er holte aus, zielte auf den widerlichen Kopf und warf seinen Speer. Surrend flog dieser auf das Tier zu, doch im letzten Moment duckte dieses sich und verschwand im Dickicht. Plötzlich raschelte es hinter Neej. Instinktiv drehte er sich um und hob noch während der Drehung seinen Speer auf. Doch das konnte ihn auch nicht mehr retten. Direkt vor seinem Gesicht war das weit geöffnete, reißzahnbesetzte Maul des Thra'qu. Wenn er jetzt nicht reagieren würde, schoss es Neej durch den Kopf, war es das mit ihm. Also ließ er sich nach links fallen. Zwar konnte er so nicht verhindern, dass er verletzt wurde, aber zumindest bohrten sich die nach fauligem Fleisch stinkenden Zähne nicht in seinen Kopf, sondern in seine Schulter, was Neej genug Zeit verschaffte, um seinen Speer direkt in den Schädel des Thra'qu zu stoßen. Der Jäger hatte, was er wollte, doch das Blut floss unaufhaltsam aus seiner Wunde und er sackte zu Boden.

Angewidert schaute Kian herab auf den Leichnam des Wesens, das noch vor wenigen Augenblicken versucht hatte, ihn zu töten. Der massige, schlangenartige Körper, die Federn an dem Ende, das offenbar den Kopf darstellte und die Zähne... Viele Reihen spitzer, gelber Zähne. Wäre Thraku nicht

gewesen, wäre Kians Leben sicherlich Geschichte. Thraku! Hektisch lief der Major zu seinem Retter und kniete neben ihm nieder. Der Außerirdische blutete aus einer Wunde an der Schulter, schien aber sonst in Ordnung zu sein.

"Du hast mir das Leben gerettet! Und ich hätte dich beinahe erschossen. Ich weiß, dass du mich nicht verstehst, aber trotzdem will ich dir sagen, dass ich tief in deiner Schuld stehe!" Kian stützte Thraku und half ihm wieder auf die Beine. "Komm schon, Großer. Zeit zum Aufstehen."

Thraku deutete nach oben, schien seinen Speer zu suchen und stieß einen erstaunten Ruf aus. Kian folgte seinem Blick und entdeckte ein Transportschiff, das sich langsam senkte, bevor es über dem Waldstück zu kreisen begann. "Keine Angst!," versuchte er den Außerirdischen zu besänftigen und unterstützte dies mit Gesten. "Das sind meine Freunde. Sie kommen, um meinen Gleiter zu reparieren."

Kian ging herüber zu seiner Tasche und schaltete den Sender ein, mit dem seine Position geortet werden konnte. "Wird wohl langsam Zeit, sich zu verabschieden, nicht wahr, mein Großer? Es sei denn, du willst hier bleiben und 'Hi' sagen."

Thraku, der mittlerweile seinen Speer aufgehoben hatte, schien aber kein Interesse daran zu haben, noch mehr Menschen zu sehen und bewegte sich in Richtung Wald. "Mach's gut, Thraku!," rief Kian ihm hinterher.

Ein letztes Mal drehte Neej sich um und schüttelte leicht lächelnd den Kopf. Der Freund schien einfach nicht genug von dem Thra'qu zu bekommen. Vielleicht half es, ihm etwas zu sagen, das er zu verstehen schien. "Kyann!," sagte Neej, tippte sich selbst auf die Brust und deutete dann auf den anderen. "Du?"

Abgabe 06 - Das kurze Leben einer Seerose

Nun endlich war die vollkommene, die ruhige Dunkelheit der Nacht eingekehrt, tauchte ein jedes Lebewesen in Schatten und segnete sie mit einem traumlosen Schlaf. Langsam und bedacht, weder zierliches Tier noch schlafenden Mensch zu wecken, begab sich die schöne Frau, welche man mit Worten gar nicht in der Lage war zu beschreiben, auf ein grasgrünes, kleines Feld inmitten eines Waldes, welches jedoch bald im Begriff war, zerstört zu werden. Aufgrund des asphaltigen Weges, welcher sich bereits jetzt, im Dasein der schönen Frau, durch den Wald schlängelte wie die paradiesische Schlange persönlich. Himmlisch für die Menschen, und doch Sünde für ihr Leben. Sünde, denn die Frau, deren silbergraue Haare im Mondlicht beeindruckend und doch auf gespenstische Weise durch den leichten Wind wehten, wusste, dass es der Natur nicht gut tat. Eine Träne. Still. Leise. So still und leise wie die Zerstörung, die die Menschen anrichteten, jeden Tag. Leise und doch unaufhaltsam.

Die Träne schlich sich die bleiche Wange der Frau hinab, hinterließ ein dünnes, durchscheinendes Rinnsal und tropfte zu Boden. Morgen schon würde an der Stelle eine Magnolie wachsen und ihre Blüten gen Sonnenlicht recken, verzweifelt bemüht, saubere Luft erreichen zu können. Doch sie würde nicht lange genug existieren, um saubere Luft überhaupt wahrzunehmen.

Sie würden letztlich alles Schöne zerstören. Angefangen bei der Magnolie, bis hin zu letztlich sich selbst. War es ihre gerechte Strafe? Die Frau ging weiter.

Sie betrat mit ihren nackten Füßen den Asphalt, das Künstliche. Ein Kälteschauer durchfuhr sie wie ein Blitz, doch ein Blitz erschien ihr weniger erbarmungslos. Weniger schrecklich.

Sie fühlte, wie die kleinen Graskeime unter dem Asphalt verzweifelt um Hilfe schrien, spürte, wie ihre eigenen Venen aufgrund dieser Verzweiflung brannten vor Wut und Trauer. Die wunderschöne Frau betrachtete mit glänzenden, blauen Augen den kreisrunden Mond. Nur er schien noch so zu sein wie vorherbestimmt. Letztlich war alles ihre eigene Schuld gewesen. Mit ihr hatte es angefangen, mit ihr würde es enden. Sie ging weiter, aber auf dem frisch duftenden Rasen. Das

Geschrei ihrer Kinder ertrug sie nicht länger, auch wenn es allgegenwärtig war.

Sie ließ den Blick schweifen auf die Spiegelung des Mondes auf einem nahegelegenen See. Hier wirkte die Welt auf den ersten Blick in Ordnung - friedlich und ruhig. Doch auch hier konnte sie die Ausmaßen von dem erkennen, was letztlich auf sie zurückzuführen war - Dosen, Bierflaschen, Papier. Das Wasser verschmutzt von vielzelligen Algen, welche dem Wasser den gesamten Sauerstoff entzogen. Was war aus dieser Welt geworden? Wieso kümmerten sich die Menschen nicht um sie, verschmutzten stattdessen ihren eigenen Lebensraum?

Mittlerweise stand die schöne Frau bereits nahe dem Wasser. Es umspielte spielerisch ihre Knöchel, kühlte sie ab, denn das Wasser war kalt. Aber angenehm kalt. Nicht so voller kaltem Hass wie der Asphalt. Nein, diese Kälte war *natürlich*. Eine weitere Träne rollte die Wange der Frau hinab und tropfte in den See, wo sogleich eine Seerose entstand. So schön auch ihre roséfarbene Färbung im Mondschein das Wasser lebendiger wirken ließ, so fraßen die Algen das schöne Geschenk beinahe von Innen heraus auf. Sie existierte weniger als zehn Minuten. Alles Schöne hatte keinen Wert mehr. Nicht in dieser Welt.

Erneut blickte die Frau hinauf in des Mondes hellen Schein. Nachts war es gütiger als am Tag. Tagsüber war es scheußlich, unerträglich für die Frau. Sie betrachtete den wolkenlosen, sternenklaren Himmel, während sie in die Mitte des Sees schritt. Das Wasser hatte seit jeher eine beruhigende Wirkung auf sie gehabt. Seine Strömung nahm die Frau in seinen Bann. Als sie endlich in der Mitte des Sees angekommen war, schloss sie die Augen, sodass ihre Wimpernkränze, die aufgrund vieler Tränen glitzerten, tiefe Schatten auf ihre Wangenknochen zeichnten. Die Frau streckte beinahe wehmütig die Arme aus, sodass sich die Kinder des Sees schnell wieder mit diesem vereinten. So würde es immer sein. Irgendwann würde sich alles vereinen. Sie hoffte, dass sie dies noch erleben durfte, doch sie war zurecht skeptisch in Anbetracht der Tatsache, was die Menschen da mit ihr machten.

Eine weitere Träne, und dann tauchte sie hinab. Das Wasser umgab sie vollends. Sie tauchte diese Nacht nicht mehr auf. Das einzige, was man an dem See noch wahrnehmen konnte, war eine große, prächtige, weiße Seerose, die bis zum Morgengrauen und darüber hinaus existierte. Und das Wasser, welches sich im gütigen Schein des Mondes noch minutenlang kräuselte, bis auch dieses Naturphänomen zum Erliegen kam.

[align=center---[/align

Schneller, immer schneller. Der Motor war heiß, die Jagd nach der Geschwindigkeit hatte begonnen. Der Fahrer des schwarz-lackierten Sportwagens hatte lediglich ein Ziel: Kein Tempo auf dem glühenden Asphalt verlieren! Um dieses Ziel zu erreichen, hatte der junge Mann am Steuer sich eben diesen Sportwagen erst einen Monat zuvor gekauft. Und dennoch – er war eigentlich nicht zufrieden, hätte das Fahrzeug am Liebsten direkt durch ein neues, noch schnelleres Modell ausgetauscht, was für ihn finanziell aber nicht machbar gewesen wäre.

Seine tief bräunlich schimmernden Augen fokussierten den Horizont. Die breite Straße in Mitten eines dichten Waldes endete an einem kleinen See, welcher gerade im Sommer des Öfteren für Partys verwendet wurde.

Die Temperaturen stiegen. Seine Polyester-Jacke hatte der junge Mann bereits seiner Begleiterin auf den Schoß gelegt. Diese hatte eine leere Bierflasche auf dem Boden des Wagens entdeckt und sie aus dem offenen Fenster geworfen. Anschließend lehnte sie sich zurück und schloss ihre Augen. Der Mann zog seine, von einem Drei-Tage-Bart umgebenen, Mundwinkel leicht nach oben und versprach: „Da werden heute wohl noch einige folgen“. Er lächelte, versuchte seine Begleiterin zu beeindrucken. Den Tag zuvor hatte er ihr einen unvergesslichen Abend versprochen, was sie zunächst nicht glauben wollte. Für sie wäre es eine Party wie jede andere auch gewesen.

Kurze Zeit später erreichten sie den See. Den Sportwagen hatte der Mann etwas abgelegen vom Wasser, auf einem asphaltierten Platz neben der Straße, abgestellt.

Gemeinsam liefen die beiden auf dem festen Sand, der das grünliche Gewässer umgab. Noch war es früh, zu früh. Die Party hätte erst am Abend stattgefunden, sodass die beiden noch Zeit für sich

alleine hatten. Entspannt setzten sie sich in den Sand und betrachteten den See. In ihrer Leder-Handtasche suchte die junge Frau nach einer Sonnenbrille und setzte sich diese nach erfolgreicher Suche auf ihre Nase. Die weißen Träger aus Kunststoff verschwanden jedoch direkt hinter ihrem blond-gefärbten Haar. Sie senkte den Kopf, blickte in Richtung Boden. Neben ihrer linken Hand, mit welcher sie sich vom Untergrund abstützte, befand sich eine zerdrückte Plastikdose. Es war bei Weitem nicht die einzige Dose am gesamten Strand, doch es war die einzige, die der Frau aufgefallen war.

„Hier wird es auch immer verdreckter“, bemerkte sie. „Eigentlich müssten wir uns auch mal wieder nach einem neuen Platz zum Feiern umsehen“.

Nun war auch dem Mann die Dose aufgefallen. Unruhig beobachtete er sie, schien fast darauf zu warten, dass begonnen hätte, sich zu bewegen. Doch vermutlich hätte er auch einer solchen Aktion relativ gleichgültig gegenübergestanden. Er hatte die Worte seiner Freundin wahrgenommen und schien sich darüber Gedanken gemacht zu haben. Hätten sich die beiden sowie viele andere junge Menschen in der Umgebung einen neuen Platz zum Feiern suchen müssen? Entschlossen beugte er sich vor, lehnte sich anschließend an seine Freundin, um schließlich mit seiner rechten Hand nach der Dose greifen zu können.

Erneut eine Phase des Schweigens, eine Phase der Stille zwischen den beiden, in welcher dem Mann die Dose in seiner Hand betrachtete. Sie musste schon längere Zeit dort gelegen haben. Am oberen Rand waren bereits größere Löcher entstanden, sodass dieser mit nur einer Hand leicht abzureißen gewesen wäre. Vom Schriftzug des Covers waren zudem nur noch wenige Buchstaben lesbar gewesen, doch auf Grund der roten Farbe ließ sich die Dose einer bestimmten Marke zuordnen.

„Ach Quatsch, du übertreibst“, entgegnete der Mann, nachdem er auch die letzten beiden Buchstaben von der Dose abgekratzt und im Sand hat verschwinden lassen. „Solche Probleme kann man lösen“.

Er hob nun auch seine linke Hand und deutete auf eine einzige verbliebene Seerose im Gewässer.

„Die werde ich treffen“, prophezeite er.

Mit einer hektischen Wurfbewegung versenkte er die Dose im Wasser, wobei er die Seerose getroffen hatte.

Abgabe '07 - Von Ufos, Drogen und Sporttaschen

'William White wusste rhetorische Stilmittel durchaus zu schätzen.

Ob dies nun an dem Bachelor of Arts in Literaturwissenschaften lag oder an den frappierenden Ausmaßen der Ironie in seinem Leben, vermochte er nicht zu benennen.

Bedauerlicherweise fand Williams Vorliebe für die bildenden Künste in seinem neuen Arbeitsumfeld herzlich wenig Anklang, obgleich es mit der Kundschaft wenig zu disputieren gab. William besaß ein sehr geringes Maß an Toleranz wenn Dilettanten involviert waren, wohl wechselte er nur wenige Worte mit den Kunden, verwandelte Schnee in Scheine und ging seines unglücklichen Weges, hinaus aus der dunklen Gasse.

Hätte man noch vor zwei Jahren einem von Williams Kommilitonen erzählt, White würde seinen Lebensunterhalt mit Schnee verdienen – oh, man beachte allein die Referenz im Namen! - man wäre milde belächelt worden. Allem voran von William selbst, an dessen Brieftascheninhalt allerdings der Zahn der Zeit genagt und dem die Realität zu spät ins Auge geblickt und verdeutlicht hatte: Der zukünftige Arbeitgeber scherte sich bestürzend wenig um das Sprachniveau seiner Arbeitnehmer.

Demzufolge sollte es den hageren Mann eigentlich nicht stören, mit einer bis zum bersten mit nicht schmelzbaren „Wasserkristallen“ gefüllten Sporttasche durch die beseelten Straßen der Innenstadt zu wandern.

Es machte ihn dennoch etwas unet, ein Gefühl der Nervosität welches nicht selten bei Neulingen anzutreffen war.

Wer würde es William also exkulpieren, dass er die letzten sechs Stufen der Treppe am Eingang der Untergrundbahn ungewöhnlich geschwind hinauf jagte und dabei nolens volens einen korpulenten Herren zu Fall brachte.

Den harten Asphalt konnte er noch deutlich unter seinen Füßen zu spüren, als ein junger Mann – seit er sich erinnern konnte, war er von leicht übergewichtiger Statur gewesen – den kurzen Weg von seiner Wohnung zur Straße hin entlangschritt. Peter Maier war sein Name; schon seit Generationen stand „Maier“ für den außerordentlichen Erfolg im Verkauf von Taschen jeglicher Art. Ob es nun Handtaschen oder Sporttaschen waren, Taschen aus Stoff oder aus Seide, neu oder gebraucht – all dies war nicht relevant, wobei die Familie Maier schon immer bekannt für ihre Vermarktung von Taschen aus zweiter Hand war. So kam es, dass auch der junge Peter im Taschengeschäft tätig war und an jenem schönen Morgen eine etwas ramponierte, graubraune Sporttasche von seiner Wohnung zu dem Laden am Stadtrand schleppte. Wer den Mann gut kannte, fand es wohl kaum verwunderlich, dass sich in jener Sporttasche noch zahlreiche andere, kleinere und frisch verpackte Taschen befanden – er fand dies ungemein praktisch, da „Platz sparen“ immer eines seiner höchsten Gebote war.

Was heute doch für ein schöner Tag ist, dachte sich Peter immer wieder, als er seine kreisrunde Nickelbrille zurechtrückte und zum Himmel aufsah. Er liebte seinen Wohnort; neben dem immerzu schönen Wetter kannte er hier lediglich freundliche, zuvorkommende Menschen. Zwielfältige Gestalten hatte er in seiner Umgebung noch nie zu Gesicht bekommen und war auch überzeugt davon, dass sich dies niemals ändern würde.

Voller Vorfreude, die in seinen Augen wunderschöne Sporttasche an einen glücklichen Kunden verkaufen zu dürfen, hüpfte er beinahe über den Asphalt, geradewegs in Richtung Untergrundbahn, während er ein fröhliches Lied trällerte. Ihren Blicken nach zu urteilen, musste es für die umstehenden Menschen ein merkwürdiges Schauspiel gewesen sein, als Peter einen besonders hohen Sprung machte und geradewegs vor einem jungen Mann in hellbraunem Mantel landete, der mit leicht verstörtem Blick die Treppe hoch hastete – und geradewegs gegen den Taschenverkäufer lief, welcher samt dem Unbekannten zu Boden ging. Verwirrt spürte Peter den kalten Asphalt unter seinem Körper, sah den Fremden neben sich liegen. Doch er hatte sich schnell wieder gefasst; höflich murmelte er einige entschuldigende Worte, erhob sich dann rasch, klopfte sich den Staub von seiner Hose und nahm seine Sporttasche wieder fest in die Hand, bevor er auch schon weitereilte.

Williams Knie schmerzte.

Die plötzliche Präsenz des Bodens hatte seine Haut gebrochen, Fremdkörper durch die leicht blutende Wunde eindringen lassen und seine Hose ruiniert.

„Welcher Depp springt auch wie ein Besoffener durch die Stadt?!“ schoss es William durch den Kopf, während einige harmlose Flüche über seine Lippen drangen.

Ächzend rappelte er sich auf und wollte dem Rüpel die Leviten lesen, aber der hatte sich bereits seine Besitztümer geschnappt und rücksichtslos aus dem Staub gemacht.

Verdammt nochmal, die Hose war neu -

Mit negativen Energien im Übermaß hob William seine Sporttasche vom Asphalt und warf sie sich über die Schulter, wobei ihm nicht entging, wie viel leichter sie doch schien.

Die Temperatur des Dealers alternierte sprunghaft zwischen dem Siede- und Gefrierpunkt von H₂O, sein Herz rutschte ihm in die metaphorische Hose. Umständlich knibbelten seine Finger am Reißverschluss des Gepäcks herum, die Synapsen in seinem Gehirn schienen kurzzuschließen.

Williams Herz setzte einen entmutigenden Schlag aus.

Seine Ware war futsch.

Was ihm beim Anblick in die Sporttasche begrüßte, waren eine Menge kleiner, in Plastiktüten verpackter Baby-Sporttaschen, allesamt leer.

Wenige Sekunden später hatte White sich schließlich gesammelt und sauste wie ein geölter Blitz dem Sporttaschenzüchter hinterher.

Vor dem Eingang zu einem Schnellimbiss nietete er den – ehem – beleibten Mann beinahe abermals um, fing sich jedoch unbemerkt und ließ die Neuronen und Transmitter erarbeiten, wie er vorzugehen hatte. Eine direkte Ansprache stand außer Frage, sein Gegenüber bräuchte nur in seine Tasche schauen zu wollen und William dürfte sich für den Rest seines Lebens die Seife ans Handgelenk schnüren.

Er benötigte ein Ablenkungsmanöver, ein Chichi – aber was für eins?

Glücklicherweise hatte der junge White vor nicht allzu langer Zeit die Mitgliedschaft eines Schauspielvereines innegehabt, in dem eine Grundvoraussetzung das Improvisationstheater gewesen war.

Mit schweißnassem Haar stürzte er vor den Taschenmann auf den Gehweg, rang die Hände 'gen des Äthers Höhen und verkündete mit vor ungespielter Panik zitternder Stimme:

„Ein Weltraumgefährt! Da! Schauen Sie doch, dort befindet sich ein Weltraumgefährt!“

Nach dem Zusammenstoß hatte sich Peter auf seinem Weg besonders beeilt, in der Sorge, es würden schon dutzende Leute vor dem geschlossenen Geschäft auf seine Ankunft warten. Schließlich waren immerzu zufriedene Kunden von größter Wichtigkeit!

Es war ihm nicht entgangen, dass sich seine Sporttasche etwas gewichtiger anfühlte, doch hatte er die Zeit, sich darüber Gedanken zu machen? Augenscheinlich nicht, da dem jungen Taschenverkäufer nicht einmal auffiel, von seiner neuen „Bekanntschaft“ verfolgt zu werden. Erst, als diese ihm genau vor die Nase lief, begann er, sich darüber Gedanken zu machen, um wen es sich bei diesem Mann wohl handelte. War er vielleicht betrunken?

Doch er wollte nicht zu viel Zeit verschwenden; Peter versprach sich selbst, genauer über den Unbekannten nachzudenken, sobald er seine Kunden zufrieden gemacht hatte. Er überlegte angestrengt, ob auch seine Stammkunden wieder kommen würden und wie er diesen Freude bereiten konnte, weswegen es nicht verwunderlich war, dass es ihm nicht weiter auffiel, wie aufgeregt der Mann in dem hellbraunen Mantel mit den Händen fuchtelte. Dazu schrie er einige Worte, welche Peter allerdings nicht deutlich verstehen konnte; die Stimme des Mantelmannes überschlug sich beinahe. Aus diesem Grund schenkte ihm der Taschenverkäufer auch nur ein kurzes, mitleidiges Lächeln, bevor er geradewegs an ihm vorbeischrift.

Perplexität lähmte Williams Körperzellen für exakt 8 Sekunden, als sein Gegenüber seine Präsenz völlig negierte und in der Menge der gaffenden Passanten dahinschwand.

Es genügte die Motivation, sich nicht noch mehr vor der Gesellschaft zu blamieren, um nicht auf der Stelle seine Wut kundzutun.

Mittlerweile bildeten gewisse salzige Körperflüssigkeiten des Dealers schmale Flecken auf seinem Mantel, und er strich sich etliche Male nervös das Wasser von der Stirn. So drängte William sich durch die Menschen, sein Ziel nie aus den Augen lassend. Sobald der „Taschendieb“ seinen Bestimmungsort erreicht hätte, wäre alles verloren. Der Dealer wäre nicht mehr in der Lage, seine Ware zeitnahe zu erreichen, und er könnte seinen Lebensunterhalt nicht mehr bestreiten und die Sicherheitsbeamten würden ihn finden und ...

Er vermochte nicht, diesen Gedankengängen länger nachzugehen.

Er benötigte noch einen weiteren, heimtückischen Plan.

Pronto.

William votierte gegen die ingeniose Idee, die Rinde einer Musa geschickt auf den Pfad seines unwissenden Widersachers zu platzieren und ihm nach dem plötzlichen Einwirken vielfacher Gravitationskräfte – zugegeben, die Wissenschaft der Natur war nie Williams Stärke gewesen – den Schnee zu entreißen und weiter zu laufen, als seine Füße ihn je tragen würden.

Der Bergtroll-artige Mensch würde ja wieder nur über sie hinwegtreten.

Gerissenes Biest.

Doch welcher Tätigkeit sollte William stattdessen nachgehen?

Inspiration neigte dazu, einem an den Orten zu begegnen, an denen man sie am wenigstens erwartete, und so rannte sie in den Händler hinein, während er dem Schnee weiter in Richtung der

Wohngebiete folgte. In Form einer lieblichen älteren Lady mit einem weißem, ungezähmten Chihuahua an der Leine.

Peter Maier hatte Hunde nie gemocht. Im Normalfall mied er jegliche Arten dieser Tiere und machte – sollte er einem davon auf der Straße begegnen – stets einen großen Bogen um das Biest. So spürte er im selben Moment, als er einen schneeweißen Chihuahua zusammen mit einer etwas betagten Dame auf der anderen Straßenseite gehen sah, ein aufgeregtes Kribbeln in Magengegend. Nur wenige Augenblicke später sah er den mysteriösen Mann von vorhin um die Ecke einer Hauswand – ebenfalls auf der anderen Straßenseite liegend – lugen, beinahe so, als würde er auf die ältere Dame warten. Als sie an jener Ecke vorbeischlenderte, sprang der junge Mann tatsächlich schnell aus seinem Versteck und begann, auf die Frau einzureden. Bedauerlicherweise konnte Peter nicht hören, was sein Verfolger sprach, jedoch bekam er direkt ein mulmiges Gefühl, als die Hundebesitzerin dem Unbekannten die Leine in seine Hand drückte und an Ort und Stelle verweilte, als der Mantelmann mit dem Chihuahua über die Straße – geradewegs in Peters Richtung – lief. Vielleicht hatte er ihr versprochen, dem Hündchen eine Extrarotation zu verpassen?

Abermals drifteten Peters Gedanken leicht ab.

Wenn die alte Dame sportbegeistert war, interessierte sie sich dann vielleicht für sein riesiges Sortiment an Sporttaschen? Sollte er sie ansprechen und fragen, ob sie einmal bei seinem Laden vorbeischauchen wollte?

Er sah zum Himmel auf und überlegte angestrengt, wie er dies anstellen sollte, ohne einen aufdringlichen Eindruck zu hinterlassen. So kam es, dass es ihm nicht weiter auffiel, als sein Verfolger die Hundeleine losließ und der Chihuahua mit eng angelegten Ohren und wütendem Gebell auf Peter zugeschossen kam. Nicht einmal Sekunden, bevor sich der Hund auf den Taschenverkäufer werfen konnte, realisierte dieser die Gefahr und schrie laut auf. Der langgezogene, hohe Ton irritierte den Chihuahua offenbar, so dass er mitten in seiner Bewegung innehielt und nicht mehr dazu kommen sollte, seine spitzen Zähne in dem Hosenbein Peters zu vergraben – denn im selben Moment blieb auf der Straße direkt neben ihnen ein LKW stehen, auf dem ein riesiges Paar Wiener Würstchen abgedruckt war; und genau danach roch der Wagen auch. „Der Ampel sei dank!“, dachte Peter erleichtert, als der Chihuahua laut kläffend auf den Wagen zulief. Der junge Mann rückte seine Brille zurecht und lief abermals weiter. Seine Kunden waren jetzt das Wichtigste für ihn.

Die Wahrscheinlichkeit eines Geschehens sich genau in diese unglücklichen Konstellation abzuspielen war so gering, William würde eine Mängelrüge beim internationalen Komitee des Daseins und der Mathematik einreichen.

Seit fünfzehn Minuten folgte er nun dem wandernden Törtchen durch die Stadt, aber sein Gegner gab sich nicht den Hauch einer Blöße. Schon seit White den kläffenden Fifi der Seniorin mit Hilfe eines freundlichen Händchens des Schwertransportfahrers wieder angeleint hatte. Dabei hatte William ihn innerlich angebrüllt, angezeigt, angegriffen und angefleht, mit einem steigenden Grad der Verzweiflung sogar für alle Umstehenden hörbar. Nur der vermaledeite Typ zuckte nicht mit der Wimper.

Wie es jemandem mit einem so intensiv ausgeprägtem Aufmerksamkeitsdefizit gelang, sicher die Straße zu überqueren, grenzte an ein Wunder.

Und während William bereits panisch und körperlich geschwächt schnaufte, behielten die Schritte des Mannes dieses merkwürdige Federn bei.

Himmel nochmal, handelte es sich bei ihm wirklich um einen Menschen?

Williams metaphorisches Herz zog sich zusammen und machte gleichzeitig einen Satz, als der Mann sich plötzlich um 90° drehte und durch eine Glastür im Inneren eines kleineren Geschäftes verschwand.

Das war Williams Chance.

Er sprintete die letzten Meter zwischen ihm und seinem Ziel auf wackeligen Beinen und wollte gerade mit einem finitem Laut der Erleichterung die Glastür aufstoßen, als sich eine Abbildung des

genauen Ladeninneren auf seiner Retina bildete und in den omnipotenten Eiweißklumpen in seinem Kopf geleitet wurde.

Vor ihm – auf zahllosen Regalen, Auslagen und Ständern – prangten hunderte Doppelgänger seiner Sporttasche.

Abgabe 08 – Kinderspiel

Er hasste den Frühling. Hatte ihn schon immer gehasst.

Menschen drangen aus ihren Häusern und umschwirrten ihn in den stickigen Straßen wie Bienen, Gespräche quollen zu schwindelerregendem Lärm an. Die Luft roch nach einer Mischung aus üblen, süßlichen Pollen, Schweiß und Dreck. Sie ließ ihn würgen.

Der Mann drängte sich weiter durch die Straßen, vorbei an schwatzenden Menschengruppen, Kindern, die ihm vor die Beine liefen und ihn zum Stolpern brachten. Er brüllte sie nicht an. Schenkte ihnen nur einen abwesenden Blick, den sie nicht bemerkten. Zu sehr waren die kleinen Gören damit beschäftigt, andere Leute anzurempeln und die Sonne zu genießen. Die Sonne, die seinen schwarzen Anzug aufheizte und ihn vor lauter Wärme schnaufen ließ.

Die Kleinen konnten ihr Leben noch genießen. Wenn sie in ein oder zwei Jahren in die Schule gehen würden, dann würde ihnen die Freude auch noch ausgetrieben werden.

Ein schrecklicher Gedanke eigentlich. Umso schrecklicher, dass er ihn bei Seite schob, tief in die Ecke seines Bewusstseins, wo er ihn nicht stören konnte.

Mit einem Blick auf die Uhr fluchte er leise.

War schon wieder viel zu spät dran. Alles der Fehler dieser Leute. Wäre die Straße frei, würde er sehr viel schneller vorrücken. Aber so rempelte ihn alle zwei Sekunden jemand an. Er kam sich vor, als würde er gegen einen Fluss ankämpfen, ein Ertrinkender, der hektisch nach Luft schnappte, panisch mit den Füßen strampelte.

Und trotzdem unterging.

Der Gedanken versetzte ihn tatsächlich für einen Moment in Panik. Wenn er jetzt fiel... Würde man ihm aufhelfen? Oder würden sie ihn zertrampeln? Geblendet von der Sonne, den Glasfassaden, von ihrer Freude?

Dann würde er zu einem Haufen Matsch auf dem Boden werden, den irgendein bedauernswerter Straßenkehrer heute Abend entsorgen durfte.

Der Mann fröstelte, obwohl ihm doch so heiß war. Er zog den Kopf ein, die Schultern hoch, presste seine Aktentasche, in der die Blätter raschelten, eng an seine Brust. Das Herz darin pochte. Zu ungleichmäßig, als dass es gesund wäre. Mal langsamer, mal schneller. Wie eine Melodie, die nur es selbst kannte. Und ein Takt darin war ein stechender Schmerz, der durch seinen ganzen Körper drang.

Der Mann zuckte zusammen, als er ihn zum ersten Mal spürte. Die Menge um ihn herum verschwamm zu einem bunten Meer aus Kleidung, Haut, Schweiß und Lärm.

Sein Atem ging nur noch rasselnd, durchzogen von dem Schmerz, der ihn nervös machte, ja, sogar panisch.

Er musste hier heraus. Er brauchte Luft und Platz. Freiraum! Raus aus dieser Menschenmenge! Raus aus dem Lärm und Gestank, der seine Sinne vernebelte. Schwarze Ränder zeichneten sich an den Seiten seiner Sicht ab, drangen weiter vor Wasser, das ihn verschluckte.

In seinen Ohren pff es. Sein Blut rauschte durch seine Adern. Die Finger krallten sich an der ledrigen Tasche fest, als wäre sie das, was ihn bei Bewusstsein hielt.

Als die Schatten verschwanden und der Schwindel sich lichtete, fand er sich auf einer Bank wieder. Eine einfache Holzbank am Rande der Straße. Äste und Blätter über ihm schirmten die Hitze und das Licht ab. Die Aktentasche lag vor ihm auf dem Pflaster. Jetzt krallte er sich nur noch an der Kante fest, bis sein Herzschlag sich beruhigte. Es dauerte. Es dauerte viel zu lange. So lange, dass er fürchtete, es würde niemals aufhören.

Aber sein Puls beruhigte sich, das Zittern, das seinen Körper erschütterte wie ein Erdbeben, und die

Kraftlosigkeit verschwanden. Er war wieder Herr über sich selbst. Jetzt war alles wieder in Ordnung.

Angespannt atmete er aus, ein rasselndes, von dem Schock geschütteltes Atmen.

Ein Blick fiel auf sein Handgelenk. Schon viel zu spät.

Dann konnte er sich auch noch etwas ausruhen. So, wie er sich jetzt fühlte, würde der Mann es ohnehin nicht zur Arbeit schaffen.

Das Mädchen rannte rückwärts über die Linien auf dem Boden, passte auf, nicht danebenzutreten, sonst würden sie noch die Haie fressen. Es war ein lustiges Spiel, eines, das sich mittlerweile zur Tradition entwickelt hatte, wann immer sie mit ihren Eltern hierherkam. So vertrieb sie sich die Zeit, während die Erwachsenen in irgendeinem Geschäft etwas suchten oder sich irgendwelche Sachen anschauten.

Achtlos, wie sie war, bemerkte sie nicht, dass sie sich immer weiter der Bank näherte – bis sie schließlich mit etwas zusammenstieß. Nach einem Moment der Überraschung drehte sie sich hastig um.

Vor ihr saß ein so blasser Mann, dass er bis auf die tiefen, dunklen Augenringe genauso gut weiß angemalt hätte sein können, und dessen schwarzer Anzug ihn noch farbloser erschienen ließ als ohnehin schon. Dem Mädchen wurde langsam bewusst, dass sie in ihn oder besser gesagt seine Knie hineingelaufen war.

„Tut mir leid!“, entschuldigte sie sich schnell. „Ich hab dich nicht gesehen.“

„Ist schon in Ordnung“, erwiderte der Mann mit schwacher Stimme. So als wäre es nicht in Ordnung, sondern ihm einfach nur egal.

Plötzlich wurde dem Kind bewusst, dass es gerade definitiv nicht auf einer Linie stand – damit hatten sie wohl die Haie erwischt. Sie machte schnell einen Schritt auf die rettenden ‚Brücken‘, doch sie hatte ohnehin schon verloren.

„Oh nein!“, rief sie theatralisch aus. „Ich bin gestorben!“

Was sollte sie denn jetzt machen? Hm, vielleicht waren ja die Spalten jetzt mal Gräben mit Lava drin...

Während sie überlegte, fiel ihr Blick auf den Mann, der sie musterte. Warum war er denn so blass? Normalerweise waren Leute nicht so blass, nicht wahr?

Sie entschloss sich, ihn einfach zu fragen: „Duuuu?“

Er antwortete nicht, also hatte er sie wohl überhört. Sie probierte es noch einmal.

„Duuuu? Warum siehst du so weiß aus?“

Das schien dann doch eine Reaktion bei ihm auszulösen, denn sein Blick sah plötzlich anders aus. Irgendwie traurig und noch etwas, was sie aber einfach nicht deuten konnte – auf jeden Fall nicht gut.

„Ich habe... Viel zu tun.“ Er klang auch nicht gut. Eigentlich wirkte gerade gar nichts an ihm gut. Nur müde.

„Ich habe auch viel zu tun“, erwiderte das Mädchen kopfschüttelnd, „aber ich seh‘ trotzdem nicht so krank aus.“

Darauf bekam sie wieder keine Antwort, sondern nur ein Seufzen. Das machte ja gar keinen Spaß mit ihm!

„Du bist langweilig“, meinte sie und drehte sich schmollend um. So viele Erwachsene hörten einfach irgendwann auf, mitzumachen, was sie immer wieder blöd fand. Nahmen sie sie nicht ernst? Ständig ließ man sich alleine oder ignorierte sie sogar. Als wäre sie Luft. Sie wollte aber keine Luft sein! Sie wollte einfach nur spielen, war das denn zu viel verlangt?

Gerade, als sie sich entschieden hatte, dass die Linien dieses Mal Lavagräben waren, und weiterspielen wollte, hörte sie hinter sich ein erstauntes: „Langweilig?“

Sie drehte sich wieder zu dem blassen Mann um und nickte. Das war doch klar! „Ja, langweilig! Du sitzt nur da rum und sagst nichts und spielst nichts und machst nichts. Das macht doch gar keinen Spaß!“ Einen Moment hielt sie inne. „Oder macht dir sowas keinen Spaß? Aber was macht dir dann Spaß? Dir muss es doch Spaß machen, zu reden. Jedem macht es Spaß, zu reden!“

Wieder ein Seufzen. Zumindest das schien ihm Spaß zu machen. „Weißt du... Ich bin da etwas anders als du. Ich bin einfach froh, wenn ich nach Hause komme und mich ausruhen kann.“

Ausruhen, ausruhen... Was war denn an Ausruhen so toll? Ihre Eltern machten auch immer Mittagsschlaf und sowas, aber sie fand, das war verlorene Zeit.

„Ausruhen ist langweilig. Spiel doch lieber, wenn du dich ausruhen könntest! Am besten mit deinen Freunden.“

Der Mann lächelte schwach, ein komisches Lächeln, als wäre er gar nicht glücklich. „Wenn ich nach Hause komme, da sind alle, mit denen ich spielen könnte, längst schon im Bett.“

„Du bist komisch“, entgegnete das Mädchen. „Wann musst du denn ins Bett?“

„Ich arbeite bis mitten in die Nacht hinein.“

Bis mitten in die Nacht? Da musste sie schon längst schlafen, auch wenn sie eigentlich noch wach war und überhaupt nicht müde war.

„Das ist gemein. Ich will auch später ins Bett! Dann könnte ich noch länger spielen oder malen oder... Es gibt so viele Sachen!“, stieß sie aus und blies ihre Wangen auf. Warum durften Erwachsene eigentlich so lange wach bleiben, wenn sie die Zeit nicht einmal fürs Spielen nutzen? Das war doch total bescheuert!

Mit einem weiteren freudlosen Lächeln schüttelte der Mann den Kopf. „Ich hab da keine Zeit zum Spielen. Ich muss wichtige Sachen machen und dafür brauche ich so lange.“

„Wichtiger als Spaß zu haben?“ Sie konnte sich sowas nicht vorstellen. Man musste sich doch auch freuen im Leben! Spaß haben und sich freuen!

„Woher weißt du denn, dass es mir keinen Spaß macht?“

Das wirkte auf das Mädchen eher wie ein Versuch, das Schlechte gut aussehen zu lassen. „Man sieht es dir doch an. Warum machst du Arbeit, die du doof findest?“

Der Mann senkte den Blick und öffnete den Mund, als die Stimme der Mutter des Mädchens zu den beiden schallte. „Ich hab dir Eis mitgebracht!“

Eis! Das Kind grinste und winkte dem Mann. „Tut mir leid, ich muss jetzt weiter. Vielleicht solltest du zumindest versuchen, etwas mehr Spaß zu haben. Das ist doch sonst blöd!“ Mit diesen Worten drehte sie sich um und hüpfte zu ihrer Mutter, sehr darauf bedacht, die Gräben zu überspringen, während der Schatz, ihr Eis, immer näher kam.

Ihre Mutter lächelte sie an und deutete mit dem Kopf auf den Mann auf der Bank. „Mit wem hast du denn da gesprochen?“

„Ach, der saß da und sah so blass aus, und dann hab ich mich ein bisschen mit ihm unterhalten. Er war nett, aber irgendwie traurig.“ Sie lächelte ein wenig. „Ich hoffe, er ist jetzt glücklicher!“

„Okay, aber sei immer vorsichtig.“

„Na klar! Und wo ist jetzt das Eis?“ Das brachte ihr ein Lächeln ein und das Eis, das ihre Mutter wie einen wahren Schatz hervorhob.

„Hier ist es!“ Gemeinsam lachten sie und verließen die Straße in Richtung Heimat, weg von den Läden und dem traurigen Mann.

Warum machst du Arbeit, die du doof findest?

Es waren diese acht kleinen Wörter, die sich dagegen wehrten, seinen Kopf zu verlassen, so sehr er sie auch zu vertreiben versuchte.

So einfach war es nicht. Was verstand denn ein kleines Mädchen von seinem Leben?

Hasste er seinen Job? Die Tatsache, dass er bei vierundzwanzig Grad in einem Anzug durch die Stadt ging und sich gleich in einen der riesigen Gebäudekomplexe verkriechen musste, in denen die Klimaanlage öfters ausfiel als sich seine Arbeitskollegen die Socken wechselten? Hasste er es, dass er den ganzen Mittag, Nachmittag, Abend, ja sogar die halbe Nacht hinter einem Schreibtisch sitzen musste?

Nein.

Ja.

Vielleicht.

Ach verdammt, nichts vielleicht! Er hasste es! Er hasste jeden Moment, den er seinem Chef mit

einem mühevoll aufgesetzten Lächeln gegenüber stehen musste! Er hasste seine Kollegen, die ihm die Arbeit zuschoben und dann selbst das Lob einheimsten! Er hasste selbst seinen verdammten Schreibtisch, der über und über mit Akten vollgestapelt war!

Wofür das Ganze?

Für seine Frau, die zu Hause bis spät in die Nacht wartete, die er jedes Mal enttäuschen musste? Die tonlos „Ist in Ordnung“ ins Telefon hauchte, wenn er ihr sagte, dass es wieder später werden würde?

Die ihm trotzdem jeden Morgen ins Ohr flüsterte, dass sie ihn liebte?

Für seine Kinder, die er, wenn es hoch kam, am Wochenende sah? Mit denen er aber nicht spielen konnte, da er diese beiden Tage dafür brauchte, sich etwas zu erholen, weil er sonst vor lauter Stress aus dem Fenster springen würde?

Für etwas mehr Geld, das sie eigentlich gar nicht nötig hatten?

Und da traf er eine Entscheidung.

Der Mann stand auf, griff in seine Hosentasche und zog sein Handy hervor. Sieben entgangene Anrufe, alle von seinem Chef. Er rief zurück.

Als dieser sich meldete, schon Luft holte um ihn anzuschreien, da begann der Mann zu grinsen.

„Ich kündige!“, schrie er in das Telefon, holte aus und warf es so fest auf den Boden, dass die Bestandteile im hohen Bogen über den Asphalt flogen. Er trat auf die Aktentasche, einmal, zweimal! Immer wieder, bis sie völlig zerknittert war.

Und dann drehte er sich um, lief zurück nach Hause... Immer darauf bedacht, nicht in die Lavagräben zu fallen.

Abgabe 09 - Showdown in Marine Ford

(Fandom= One Piece)

Part 1: Ace - Hinrichtung in Marine Ford

Die Wachen öffnen das Tor... Die Zeit ist gekommen, in der ich nach oben muss. In 3 Stunden ..erwartet mich das selbe Schicksal wie ... ach... ich will diesen Namen nicht aussprechen.! Ruffy... es tut mir Leid ..Zur Plattform sind es dutzende von Stufen... 10... 20... 40... wie lange dauert das bis wir oben sind. Und immer das Geklarre der Ketten... 100...200...250...Das Tor geht auf.

Ein letztes Mal das Sonnenlicht genießen, ein letztes Mal die Luft einatmen, welche salzige Meeresluft enthielt. Ich wäre jetzt lieber diese blöden Ketten los und auf dem Schiff zusammen mit der Crew.....Erschreckend... wie viele Marine Soldaten hier sind? Und tausende Gesichter verfolgen meine Hinrichtung .. Ein weiteres Monstrum das getötet wird... Wenigstens wissen die nichts zu meiner Verbindung mit... Für sie bin ich zum Glück nur Feuerfaust Ace...und nicht der Sohn eines Monstrums. Ruffy... Vater.....es ist soweit. Ich kann nichts mehr machen. Was wird das? Wird das ein Verhör oder Warum fragt Sengoku wer mein Vater war? Na schön dann werde ich ihm seine Frage beantworten. „ Mein Vater ist .. Whitebeard.“ „ Das ist nicht wahr!“ „ Doch das ist es .. nur Whitebeard! Ich habe sonst keinen Vater!“ Was will er damit bezwecken?

„ Dein Vater.. ist niemand anders als der Piratenkönig Gol D. Roger.“ Nein er ist nicht mein Vater! Mein Vater ist Whitebeard! Die sollen das kapieren, ich bin nicht der Sohn von...

„ Aber Whitebeard dem das zur selben Zeit klar wurde nahm dich, den Sohn seines früheren Rivalen auf sein Schiff auf ..in der Absicht dich als künftigen Piratenkönig heran zu ziehen!“

Was? Nein das stimmt nicht. „ Ich war auf dem Schiff, damit Vater Piratenkönig wird.“

Wie befürchtet, schenkt man mir keinen Glauben, stattdessen immer mehr Zustimmung ich solle sterben. Nein... Sein Blut fließt nicht in meinen Adern. Ich... Der Zusage..., ich habe es kommen sehen. Ich bin es nicht Wert zu leben. Sie urteilen über mich durch meinen Erzeuger... Ich kann nur ein Monstrum sein,... ist es vielleicht besser wenn ich tot bin? Hört auf zu reden. Warum höre ich nicht einfach das Sirren der Klinge, wie sie die Luft durchschneidet...und mir endlich den Gnadenstoß gibt? Was ist jetzt? Wie? Etwas taucht aus dem Grund des Meeres auf, was ist das? Ist

das...? Moby Dick! Vater. Und über 40 andere Schiffe, was machen die alle hier? Sind sie hier um mich zu retten? Ach was, Warum sollten sie kommen um mich zu retten? Ich habe die Crew verlassen damals. Ich habe mich gegen seinen Willen gesetzt und mich trotzdem auf die Suche nach Blackbeard begeben. Warum? Warum nur? Was redet Vater denn da. Er hat mir nicht den Befehl gegeben...wieso sagt er so etwas? Verdammt... „Vater.“ Es hat also begonnen. Was passiert da? Nein.. Oz... Oz ist also auch gekommen...Warum? Alle sind gekommen . Oz, Vater, die ganze Crew .. Nein .. sie sollten nicht wegen mir ihr Leben aufs Spiel setzten....Ich...bin es nicht wert gerettet zu werden, warum begeht ihr euch für mich in diese Gefahr? Ich bin der Sohn von Gol D. Rogers. Ich habe es nicht verdient gerettet zu werden. Es ist zwecklos. Ich werde von der Marine gefangen gehalten, die Hinrichtung steht kurz bevor und alle Welt weiß wer ich bin. Ich kann meinem Schicksal nicht entkommen... Mir sind die Hände gebunden. „NEEEIINN OZZZZZZE“ Argghh...Es schmerzte zusehen wie Oz getroffen und durchbohrt wird. Und noch schmerzhafter ist es zusehen zu müssen wie er die Hand nach mir ausstreckte, ich war für ihn zum Greifen nah, aber durch die Amputation des rechten Beines und der Menge an Blut die er verlor und die große Zielscheibe die er als Riese bot, war auch er machtlos. Ozzz....Nein...Höö was.. was ist das? Ein weiteres Kriegsschiff fliegt vom Himmel. Wer? Nein .. nicht auch noch du! Oz ..konnte mich schon nicht retten und brach vor meinen Augen zusammen.Und nun kommst du Ruffy und begibst dich in die selbe Gefahr? Das kann ich nicht zulassen... Das will ich nicht zulassen. Ruffffyyyyy... Nein ..Wieso? Du bist so dumm du kannst nichts gegen die ganze Marine ausrichten. Niemand von euch kann das. Wie kannst du da noch voller Zuversicht sein Ruffy? Ich will nicht dass ihr mich sterben seht, ich will nicht dass ihr verzweifelt versucht mich zu retten. Ich will nicht zusehen müssen, wie ihr einer nach dem anderen stirbt Das darf nicht sein. Ihr sollt euer Leben nicht aufs Spiel setzen. Nicht wegen mir... Ich muss Ruffy davon abhalten noch mehr dummes Zeug zu tun.

Part 2: Ruffy – Ace ich rette dich!

„Ruffy.....Bleib weg Ruffy.“ Ace...was redest du da? .. Hust...geht mir aus dem Weg...
„Du solltest doch wissen das wir beide Piraten sind! Wir sind aufs Meer hinaus gezogen genauso wie wir es wollten oder? Ich habe meine eigenen Abenteuer, ich habe meine eigenen Gefährten... Du hast nicht das Recht dich einzumischen...ein Weichei wie du will mir zur Hilfe kommen? Glaubst du das lasse ich zu??? So eine Schande. Geh....Ruffy...!“
Was... soll das? Warum sagt er sowas?
„Wieso... Ruffy ... bist du her gekommen?“ Wieso...ich hergekommen bin?
„Ich... Ich bin dein kleiner Bruder!!!“ Uohhh.... Gum Gum... Giant Rifle...Er kann sagen was er will es ist mir egal.Ich bin sein Bruder was fällt ihm ein.
„Accceee.... du kannst reden soviel du willst.... ich werde dich retten auch wenn es für mich das Ende bedeutet... hast du das verstanden?“ Blöde Zombies ihr haltet mich nur auf aber ich muss weiter. Huch... Jinbei.... hahaha ... vielen Dank Jinbei dass du mir Moria vom Halse hältst. Und weiter geht's. Ace bald ..bald hab ich es geschafft. „Ahhh.. Guoh.. Weg da ...“
Wer.... „Ahhhh Bfff...“ Aua das tat weh. Huch... das ist doch... der Rauchtyp Smoker.... „Hey du bist.. doch der Rauchtyp Smoker und in deiner Jitte ist Seestein drin.! Du Mistkerl...ich mach dich fertig. Gum Gum...Jet Gatliiiinnnggg!!!!“ Oh nein... mein Angriff verpufft einfach so...verdammt.
„White Launcher“ Ohhh Er ..ist viel stärker geworden.. Mist! „du bist stärker geworden Strohhut,aber.. deine Fähigkeiten helfen dir nicht gegen mich.“ Hö ... oh nein verdammt er hat mich Röchel.“ Ich hab jetzt verstanden warum Dragon...dir ...in Rogue Town geholfen hat Strohut!!!“
Me...Meine Kraft verlässt mich .. Verd...verdammt nimm die Jitte ...weg! „Das wars für dich Strohut...jetzt bist du erledigt!“Oh nein... was jetzt... Höö .. Han...Hancock! Hust..röchel..keuch...
„Hancock...“ Was sie hat an mich geglaubt.. und wow ..sie hat den Schlüssel um Ace zu befreien in der Hand... ich glaub's nicht. „Hacock ...du bist einfach ...Danke..Ich bin dir was schuldig!“ Jetzt werde ich dich retten Acee.. verlass dich drauf ich.. ich hab es bald geschafft. Ace Halte durch ich

bin auf dem Weg. Schon wieder diese Marine Soldaten .. Huch ... das war echt knapp. Jetzt stehe ich schon wieder in ihrer Schuld. Hancock...Danke vielmals... ich werde es nie vergessen. Schon wieder der Bären Typ und .. Ivanchan...wieso versucht er mit dem Bären Typ zu kommunizieren? „Ivanchan!! Kennst du den Typ?“ „Ja ein bisschen er ist ein wenig komisch drauf.“ Wer ist denn der komische Typ in Rosa Jacke und mit der komischen Sonnenbrille und was redet der denn da? Was der Bären Typ ist tot? Er ist.. ein Pazifist.. eine Marionette der Regierung.. mit anderen Worten er ist ein.... ein kämpfendes.. Mo.. Monster. Oh.. nein er greift uns an. „Wahhhh ...Ahhhh.“ Oh man ... ich hatte es mir echt einfacher vorgestellt...Er greift wieder an, diesmal die Whitebeard Piraten. „Vorsicht Leute.. Passt auf!“ „Ganmen Spectrum....und Galaxy Wink. Los Strohhutboy... Ich übernehme das hier und ihr eskortiert.“ Ivanchan!!!! „Uohhhh... Roger“ Geht mir aus dem Weg... weiter ... da ..vorne ist das Schafott. Schon wieder dieser Rauch ...wer ist da ich kann ihn nicht richtig erkennen.... Ist... Ist das ...etwaFalkenauge? Der hat mir jetzt grade noch gefehlt. Der stärkste Schwertkämpfer mit seinem schwarzen Schwert. Nicht einmal Zorro hatte eine Chance. Das darf doch nicht wahr sein. Das ist jetzt nicht der Richtige Zeitpunkt um gegen so einen starken Kämpfer zu kämpfen. Die Zeit läuft mir davon....Aceee..... Urghhh... Mein... mein Arm.. das tut echt weh... er hat mich einfach aufgeschlitzt ... jetzt reicht's mir. Du Mistkerl...Ohh Gum Gum...Jet.... Bazo.“ Oha das war verdammt knapp... hätte ich jetzt meine Arme ausgestreckt.. dann... wären sie jetzt ab. Mist.. ich kann nur ausweichen ...was ist das.... ein Wasserstrudel.. ich muss mir was einfallen lassen. Ahhh Buggy „Gum Gum Jet- Ersatzmann!“ Jetzt kann ich mich fix verdrücken und Ace retten. „Danke Buggy.. Ich werde dich nie vergessen.“ „Vista... spring ein und geb dem Strohhut ein wenig Luft.“ Wer war das... ah dieser Marco von den Whitebeard Piraten. Juhu... ich bin raus. Weiter.. schneller.. schneller.. die sollen mir endlich aus dem weg gehen. „Accceeeee“ Sie wollen tatsächlich seine Hinrichtung vorlegen. Nein das lass ich nicht zu. Sie haben eine ganze Armee des Bären Typen aufgestellt. Grr... verdammte Marine. Nein Aceee er ist in Gefahr ich muss mich beeilen. „no no no Zurück mit dir dahin wo du hergekommen bist.“ „Nein... Arghh....“ Verdammt ahhhh ich... ich ...war so nah dran... Jinbei... Er hat mich aufgefangen...Keuch... Keuch. Mist meine Kraft lässt langsam nach...“ Bruder von Ace.... wir helfen dir!“ Wer sind die denn? „Oh das sind die Kommandanten.“ Kommandanten sagt Jinbei... wow Ace hat echt tolle Gefährten. Super... jetzt stört mich niemand mehr... ich bin nur noch wenige Meter vom Schafott entfernt.Jetzt kann ich hoch.endlich. Gleich bist du wieder frei Ace. „Gum ... Gum.... „Ja.. ichich komme. Karonk. Was war das? Eine ... Eine Mauer oh nein...Ahh....verdammt. Was passiert da denn jetzt was macht der komische Magmatyp da? „Ryuuse Kazaan“ Wahh.. lauter Magmafäuste kommen vom Himmel....Keuch ... Keuch. Sie machen sich bereit.. die wollen Ace hinrichten. Ich hab keine Wahl. Ich muss den einzigen freien Weg benutzen und über den Riesen klettern. Ich muss was tun. Hää...ahhh.... keuch.. ich kann mich kaum noch auf den Beinen halten...Aceee.... „Wahhhhh.“ Mir wird ..schwarz vor Augen. Hust...Hust Keuch... „Jinbei.. er hat mich gerettet Danke. Jinbei.. du musst mir ein gefallen tun... schleuder mich zum Schafott mit einen Wasserstrudel ich benutze den Baumstamm. Jawoll es klapptgeschafft! Ich bin da. Mir reicht es jetzt mit euch Admirälen. „Ihr werdet mir Ace zurückgeben!!!! Gum Gum Stamp Gatling.“ Jetzt sind sie abgelenkt und ich kann zu Ace. „Second Gear.“ „Uhh .. du bist aber langsam.“ Wa....Was...der Lichtgeschwindigkeitstyp. Mist ich kann nicht mehr ausweichen... Oh.. nein....“Aaaaceeee.“ Crocodile.. hat ihn gerettet....Ah. der Eistyp... „Ich verdanke deinem Großvater mein Leben. Tut mir Leid aber was soll ich machen? Du bist ein Mann und hast den Tod gewählt...“ Ahhhhh.....Auuuaaa... das tut höllisch weh ... verdammt. Der will mich aufspießen...Babaaamm... Marco.. und der Riese.. was macht er da.. er bringt das Schiff durch die Lucke. Genial. „Männer... holt euch Ace und vernichtet die Marine.“ Alter Mann..Ich komme Aceeeeeee, keuch .. Uwahh.. Autsch... „Second....“ „Shiiiiigaaannn“ Ahhhhhher.. er hat mich.. erwischt. Hust hust.. Hö. Piuuu. Urgghhhh ... Ich kann mich nicht mehr bewegen. Ac...Aceee. Ich.. darf noch nicht..aufgeben...aber ...ich.. verliere mein Bewusstsein. „Strohhutboy lebst du noch?“ Diese Stimme...wo bin ich? Wieso hält mich Whitebeard in der Hand. Er soll mich runter lassen .. Aceee. Er wirft mich einfach auf die Seite. Mich behandeln? Das geht nicht dafür hab ich keine Zeit. Lasst mich runter. Ace ist mein einziger

Bruder den ich habe ... also lasst mich verdammt noch mal runter!“

Meine Beine...Arghh.. die Schmerzen ...Acee .. ich ... hust....spüre nichts mehr ... ich bin so müde... Acc...Nein. „Iva..Ivanchan... hust...keuch... meine letzte Bitte ..!! Hör mir bitte zu...du musst .. mir noch eine Portion Hormone spri.. spritzen...das ist die einzige Möglichkeit Ace zu retten... bitte Ivan Ivanchan lass mich ein letztes mal kämpfen... Ich...werde alles tun was ich kann und wenn ich dabei drauf gehe... Ivanchan... wenn ich Ace nicht retten kann,..dann....werde ich mich danach sowieso umbringen.. **BITTE...GIB MIR DIE KRAFT ZU KÄMPFEN!!!**“

Abgabe 10 – Vergänglichkeit

Der Kies des schmalen Wegs knirschte unter den Füßen, Regentropfen prasselten in Strömen auf den schwarzen Regenschirm. Seinen Kragen hatte er gegen den Wind hochgeschlagen. Das saftige Grün des Grases neben dem Weg stand in einem unnatürlichen Kontrast zum Grau des Himmels, die intensiven Farben der Blumen strahlten regelrecht. Dennoch waren die dünnen Stängel durch die schweren Tropfen geknickt.

Er erinnerte sich an den Tag, als wäre es erst gestern geschehen. Rund zehn Leute umfasste die Prozession, er war ganz vorne gewesen, neben dem Pfarrer und den Sargträgern. Alle in schwarz. Einige Tränen befeuchteten die Augen, doch er wischte sie mit seiner behandschuhten Hand weg. Schritt für Schritt ging er vorwärts, der Kies knirschte und die Tropfen prasselten.

Er erinnerte sich daran, wie der Pfarrer hier angehalten und einige Worte gesprochen hatte, doch sie vermochten die Watte auf seinen Ohren nicht durchdringen, die zahlreichen Schulterklopfer und Beileidsbekundungen perlten an ihm ab wie der Regen am Schirm. Durch Milchglas hindurch hatte er auf den hellgrauen Stein gestarrt, dessen Inschrift er nicht entziffern konnte. Wollte. Doch er wusste, wie sie lautete.

Er spürte eine Träne auf seiner Wange, bald eine zweite, bald so viele wie Tropfen vom Himmel fielen.

»Wruuuuummm!«

Die Kinderstimme ließ ihn hochblicken. Ein Mädchen sprang herum, die Arme gleich Flügeln eines Flugzeuges weit von sich gestreckt. Das durchnässte Haar klebte am Kopf, der weiße Sonnenhut, der ihn einst bedeckte, lag dreckig in der feuchten Erde neben dem Grab. Er war wohl beim Spielen heruntergefallen. Er spürte, wie sie glücklich war. Seine Tochter.

~

Kühle Regentropfen fielen in das Gesicht eines jungen Mädchens. Freudig streckte sie die Hände nach ihnen aus, als wenn sie versuchen würde, die vielen Wasserpartikel einzufangen. Etwas enttäuscht verzog die Kleine das Gesicht als ihr klar wurde, dass sie wohl nicht alle mit einem Mal erwischen würde, sie weiterhin kontinuierlich vom Himmelszelt fielen und keine Anstalten machten, das in der nächsten Zeit verändern zu wollen. Allerdings trübte das ihre Laune kaum, weswegen sie kurze Zeit später wieder drollig durch die Gegen tanzte und die verschiedensten Objekte mimte. Zuletzt war es ein Flugzeug, für dessen originelle Darstellung das Mädchen die Arme zu beiden Seiten ausstreckte und brummende Geräusche von sich gab. Federleicht berührten ihre kleinen Füße den vom Regen glänzenden Kiesboden des Friedhofs und trugen sie in einer tänzelnden Leichtigkeit voran, so leicht, dass sie nicht merkte, wie ihr Sonnenhut, den sie unbedingt mitnehmen wollte, davonflog. Wie schillernde Kristalle leuchteten die vielen hellen und dunklen Steine um sie herum.

„Marylou.“

Die Stimme ließ das junge Mädchen aufhorchen. Sie blieb abrupt stehen und blickte fragend in das traurige Gesicht ihres Vaters. Weinte er? Oder waren das die vielen Regentropfen, die sich ihrer bittenden Gestik, sie alle einzufangen, widersetzen?

„Was ist denn los, Papa? Warum siehst du so traurig aus?“

„Meine Frau“, schniefte er, „deine Mutter.“

„Was ist mit Mama?“

„Heute vor einem Jahr... genau heute, standen wir schon einmal hier“, begann der Vater. „Kannst du dich erinnern? Viele Leute sind gekommen, weil deine Mutter viele Freunde hatte. Es hat geregnet, wie heute. Ganz vorne ist der Pfarrer gewesen, daneben ich. Und dann... und dann schliesslich der Sarg...“

Er brach ab. Es war merkwürdig, einen Erwachsenen weinen zu sehen. Marylou erinnerte sich auch ganz gut an diesen Tag, denn die eine Tante hatte eine Menge Karamell-Bonbons dabei. Marylous Lieblingssorte. Auch damals hatte ihr Vater geweint, und sie hatte es merkwürdig gefunden.

Erwachsene weinten doch nie! Die Tante hatte auch geweint, und die Oma, und der Opa. Alle.

„Wieso haben eigentlich alle geweint, vor einem Jahr? Und wieso weinst du?“, fragte sie.

„Weil sie gestorben ist. Tot. Für immer. Nie mehr da. Sie...“, er unterbrach, „deine Mutter wird nie mehr wiederkommen.“

Marylou legte den Kopf schief.

„Aber sie ist doch da?“, meinte Marylou, die Augen vor Unglauben weit geöffnet. „Da“, sie zeigte in Richtung Himmel, „und da“, sie zeigte in Richtung Wiese, „und da und da und da auch.“ Sie zeigte noch auf viele weitere Dinge. „Mama hat mal gesagt, Leute, die gestorben sind, leben weiter. Überall. Und vor allem da“, sie drückte ihren kleinen Finger auf seine Brust, „und da.“ Sie zeigte auf ihre eigene.

~

Das kleine Mädchen blickte ihn an. Es hatte in seiner kindlichen Naivität Weisheit geteilt, Weisheit, die grösser war, als ein Alter sie je erlangen könnte. Dem Vater war bewusst, welch immenses Glück seine Tochter hatte, ein Glück, welches ihm und allen Erwachsenen verwehrt blieb. Sie hatte noch einen klaren Blick. Sie sah nicht mit den Augen, sondern mit dem Herzen. Doch auch dies würde sich verflüchtigen, sobald sie erwachsen würde.

Abgabe 11 - (K)ein bisschen Mitleid

Man hört seine dumpfen langsamen Schritte näher kommen und als er den Raum betritt, sind alle Augen auf ihn gerichtet. Seit fünf Jahren warte ich auf diesen Tag. Dieser Tag, wird sein letzter sein. Den Ausdruck auf seinem Gesicht kann man nicht deuten, sein Blick ist in die Ferne gerichtet und eine Träne kommt langsam aus seinem rechten Auge gekrochen. Er bekommt von einem der Wächter einen Schulterklopper, entweder um ihm etwas wie Mut zu geben oder ihn weiter voran zu treiben, denn links neben dem Stuhl bleibt er stehen. Seine Aufmerksamkeit ist jetzt bei den Anwesenden, einen nach dem anderen mustert er, wie als müsste er überlegen, ob er die einzelnen Personen kennt. Auf der linken Seite des Raumes sitzen seine Angehörigen, eine Frau sticht ziemlich aus der Menge; sie trägt ein schwarzes Kleid, der Rest ist in Alltagskleidung zur Veranstaltung gekommen. Vermutlich seine Frau. Sie zückt ein Taschentuch und wischt sich die Tränen von ihrem Gesicht. Vorhin auf dem Flur hatte sie doch tatsächlich die Frechheit besessen, mir zum Zeichen der Versöhnung die Hand entgegenzustrecken.

Das waren sie nun also, die letzten Momente, in denen ich meinem Mann beistehen konnte. Aber was heißt schon beistehen, wenn man einfach nur hilflos dabei zusehen muss, wie ein unschuldiger Mensch vom Staat ermordet wird? Im Grunde bin ich wohl gar keine Hilfe. Ich habe es die ganze Zeit an seinen nervösen Blicken gesehen, dass er nicht möchte, dass ich dabei zusehe, wie er einen gewaltsamen Tod sterben muss. Selbst jetzt sorgt er sich wohl noch immer mehr um mich, als um sich selbst. Genau so, wie es während vieler Jahre unserer Ehe war. In meiner Hand habe ich das

Taschentuch, das er mir damals geschenkt hat, als wir uns noch gar nicht lange kannten. Ich weiß gar nicht, ob ich ihm das jemals gesagt habe, aber es war im Laufe der ganzen Jahre der Gegenstand, den ich immer bei mir trug und der uns, zumindest in meiner Vorstellung, verband, mir auf diese Art etwas Halt gab.

Was sich seine Frau wohl dachte als sie erfuhr, dass ihr Ehemann ein Mörder ist. Ob sie das dazu brachte, eine Sekunde an der Liebe zu ihm zu zweifeln?

Jetzt blickt er zu Boden und nähert sich dem Stuhl. Lederriemen befinden sich an den Stuhlbeinen und Armlehnen, eine Art Metallschüssel hängt an einem Haken an der Wand. In dem Moment in dem er Platz nimmt, knarrt der Todesstuhl etwas. Jetzt hat er die Augen geschlossen und weitere Tränen fließen sein Gesicht herunter. Seine Frau schnieft und schluchzt, sie tut mir fast etwas leid.

Kann ich denn der Mutter dieses getöteten Mädchens überhaupt einen Vorwurf machen? Wie würde ich an ihrer Stelle reagieren, wenn ich davon überzeugt wäre, dass da der Mörder meiner kleinen Tochter auf dem elektrischen Stuhl sitzt? Würde ich ihn nicht auch voller Abscheu und Verachtung ansehen? Würde ich mich nicht auch fragen, wie eine Frau einem solchen Monster über all die Jahre im Gefängnis beistehen kann und es sich nicht nehmen lässt, auch am Tage der Hinrichtung zu erscheinen? Natürlich würde ich das. In ihren Augen muss das wie Hohn erscheinen, als würde ich sie selbst heute noch verspotten wollen. Ihren eiskalten Blick, den sich mir vorhin zugeworfen hat, als ich ihr die Hand entgegenstreckte, so voller Verachtung und Hass, werde ich so schnell nicht vergessen. Sie kennt ihn eben nicht, weiß nur, was alle meinen zu wissen.

Einer der Wächter beginnt etwas zu erzählen, aber alle Geräusche sind ausgeblendet, meine Augen kleben an dem Mann, der zusammengesackt vor der Menge sitzt. Hass beginnt in mir zu brodeln, kriecht aus meinem Bauch nach oben. Sein Tod ist berechtigt, dessen bin ich mir sicher. Was kann einen erwachsenen Mann dazu bringen, sich an einem kleinen Mädchen zu vergehen, wenn er eine Frau zu Hause hat, die ihn liebt und auf ihn wartet? Der 17. Januar 1893, der Tag an dem ich meine geliebte Martha verlor, durch dieses Monster. Es hatte in Strömen geregnet. „Bitte Mama, die anderen treffen sich gleich bei dem Baumhaus, bitte, darf ich auch gehen?“

Hätte ich geahnt was sie erwartet, hätte ich mich durchgesetzt. Ich hätte ihre Lieblingsspeise kochen können und alles wäre normal weitergegangen, aber dieser Mann wollte mir ein erfülltes Leben mit meiner Tochter nicht gönnen. Und ich habe sie an diesem Tag gehen lassen. Am Ende für immer.

Aber ich muss jetzt stark sein. Nur noch dieses eine Mal, was danach kommt ist vollkommen nebensächlich. Es wird nun nicht mehr lange dauern. Nachdem seine Blicke fast nur noch unbeständig mal hierhin und mal dorthin huschten, scheint es so, als wolle er allen noch einmal in die Augen schauen. Ein Angehöriger der Familie des getöteten Mädchens nach dem anderen wendet seinen Blick voll Abscheu ab, will ihn nicht erwidern. Einzig die Mutter blickt ihm lange in die Augen. Da ist kein Vergeben, kein Verzeihen, da ist nur Hass und vielleicht die Hoffnung, dass er zumindest kurz genauso leiden muss wie ihre Tochter.

Ich bin die Letzte die er anblickt, wie sollte es auch anders sein. Unendliche Trauer ist alles, was ich sehe. Ich wollte so stark sein, hatte es ihm und mir versprochen und erst jetzt merke ich, dass die Tränen mir schon die ganze Zeit die Wangen herunter laufen. Ich kann nichts dagegen tun, meine Hand hat sich um das Taschentuch verkrampft und will mir nicht mehr gehorchen. Und viel schlimmer, ich kann nichts dagegen tun, was nun gleich unweigerlich passieren wird.

„Ich hoffe dieser Tag gibt Ihnen Vergeltung“, erst jetzt bin ich wieder zu hundert Prozent anwesend und der Blick dieses Schänders ruht auf mir. Dies waren seine letzten gesprochenen Worte und sie waren an mich gerichtet. Spürte ich etwas wie Schuldbewusstsein in seinen Worten mitschwingen? Ich bin mir nicht sicher. Vergeltung? Vielleicht, aber das bringt mir meine Martha nicht zurück. Ich schüttelte den Kopf und halte seinem Blick stand. Er soll mich nicht ansehen, er soll in der Hölle schmoren! Als letztes blickt er noch einmal zu seiner Frau. Wenige Sekunden später stellt sich ein

Wächter zwischen mich und ihm, zieht die Ledergurte straff. Dann wird ihm eine Elektrode mitten auf den Kopf gesetzt, eine weitere folgt an seinem Unterschenkel. Ich habe mich über diese Hinrichtungsmethode informiert, so gut es eben ging, und weiß, das als nächstes ein in Kochsalzlösung getränkter Schwamm seinen Platz auf seinem Kopf finden würde. Dieser dient für einen ausreichenden Stromfluss. Als letztes wird sein Gesicht abgedeckt, um den Anwesenden den Anblick auf etwas grausames zu ersparen. Doch bevor dies geschieht, scheint er seiner Frau eine letzte Nachricht zu übermitteln, denn sein Mund bewegt sich lautlos. Was er wohl als letztes seiner Frau mitteilen wollte, ihr mitgeteilt hat? Es herrscht vollkommene Ruhe, denn jeder weiß, dass in wenigen Augenblicken der erste Stromstoß folgen wird.

Kurz bevor ihm eine schwarze Kapuze über den Kopf gestreift wird, formen seine Lippen ein lautloses „Ich liebe dich“. Zwar durften wir uns gestern noch kurz voneinander verabschieden, ein Wunsch, der nicht jeden zum Tode verurteilten gewährt wird. Doch was sagt man einander in den letzten Minuten? Es waren nur wenige Worte, die ihm und mir über die Lippen kamen. Jetzt möchte ich schreien... ich möchte schreien, möchte ihm zurufen, dass ich ihn auf ewig lieben werde, dass wir uns irgendwann wiedersehen werden und wir dann auf ewig zusammen sein können. Doch mir fehlt die Kraft dazu, meine Kehle ist wie zugeschnürt. Einzig ein lautloses „Bye“ können meine Lippen formen, doch das sieht er nicht mehr.

Auf einmal sitzt er starr und aufgerichtet in dem Stuhl, sein Körper gegen die vorderen Gurte gepresst, sein ganzer Körper spannt sich an, das Zeichen, dass es losgeht. Seine Hände umklammern die Lehnen des elektrischen Stuhls. Ich zwingen mich hinzusehen, egal wie grausam es ist. Ich überlege, ob ich etwas wie Befriedigung empfinde, aber noch ist mein Körper leer von jeglichen Gefühlen. Seine Frau schreit etwas, das arme Ding. Ich weiß nicht wie lange es schon dauert, aber es scheint eine Ewigkeit zu sein. Dann entspannt sich sein Körper wieder. Der Geruch ist undefinierbar und ich möchte nicht weiter darüber nachdenken, nach was es riechen könnte. Sein regloser Körper dampft etwas.

*Alles was jetzt passiert blendet mein Gehirn einfach aus. In Gedanken bin ich in dem Sommer, in dem wir uns ineinander verliebten. Die Sonne scheint von einem wolkenlosen Himmel auf uns herab **sie flackert merkwürdig**. Ich sehe eine Blumenwiese, eine Picknickdecke und dazu Tee und es duftet nach dem selbstgebackenen Kuchen **nach verbranntem Fleisch**. Wir lachen herzlich **ich schreie** über irgendetwas belangloses **vor Schmerz**. Es ist der schönste **schrecklichste** Tag meines Lebens. Ein Tag, von dem man wünschte, er würde nie vergehen **er würde endlich vorbei sein**. Und dann ist es vorbei. Mein Mann ist leblos in sich zusammengesunken und wird gerade von den Ledergurten befreit. Auf einer Trage bringen sie ihn hinaus. Unter der Kopfabdeckung läuft ein Rinnsal aus Blut hervor. Ich werde sein Gesicht nie mehr sehen. Dadurch kann ich ihn wenigstens so in Erinnerung behalten, wie ich ihn kannte.*

Gerade wird er weggebracht und ich frage mich, was ich fühle, was ich fühlen sollte. Jetzt habe ich das, was ich so lange wollte, Rache, oder zumindest so etwas in der Art. Wieder einmal wurde ein Mensch getötet, der es verdient hatte. Die Welt ist ein bisschen reiner geworden, wurde ein Stück weit befreit. Ich werde weiterleben, immer noch ohne meine geliebte Tochter. Ich schaffe es nicht seine Frau anzusehen. Ist es Scham? Ist es das Wissen, dass sie mich als Monster sehen wird, als Schuldige, weil ich ihr ihren Mann genommen habe? Das habe ich nicht wirklich, dessen bin ich mir bewusst, aber was mag sie über mich denken? Ich schüttelte erneut den Kopf, es braucht mich nicht zu interessieren, ich werde diese Frau nie wieder sehen.

Die Leute um mich herum erheben sich und langsam wird der Raum leerer. Mein Mann, den ich die ganze Zeit über nicht richtig wahrgenommen habe, drückt meine Hand. Was ist, wenn er so ein Geheimnis hat, wie es der Mann der jetzigen Witwe hatte?

Ich mache mir definitiv zu viele Gedanken. Jetzt verlasse auch ich den Raum und die Ehefrau des Toten bleibt als letzte Person zurück.

Die Zuschauer, welch abstrakte Bezeichnung, verlassen den Raum. Kaum ein Wort fällt. Es gibt nicht viel zu sagen. In manchen Gesichtern lese ich so etwas wie Befriedigung, in manchen allerdings auch Verstörung, gar Abscheu. Die Mutter des Mädchens erhebt sich als eine der letzten Anwesenden. Sie findet Halt bei ihrem Mann. Ihr Blick trifft den meinen nicht mehr, möglicherweise ist es ihr Stolz, der es ihr verbietet, mich noch einmal anzusehen. Ich weiß nicht, ob ich ihr noch eine Mitschuld geben soll. Eigentlich sind wir mit dem heutigen Tage zu so etwas wie Seelenverwandten geworden, uns beiden wurde unser Liebstes gewaltsam genommen. Nun bin ich allein, ich sollte eigentlich diesen Raum so schnell es geht verlassen wollen, aber ich habe es nicht eilig, nichts und niemand wartet auf mich.

Heute ist die Welt ein bisschen gerechter geworden.

Heute wurde ein unschuldiger Mensch ermordet.

Abgabe 12 - On my tod - Ganz allein

Die Sonne ist verdeckt hinter Wolken. Der ganze Tag war grau und ungemütlich. Das blaue Licht des Krankenwagens schwimmt vor meinen Augen, also schließe ich sie wieder. Ich höre nichts. Ein Teil von mir weiß, dass es unglaublich laut und hektisch sein müsste, aber ich höre nichts. Gar nichts. Es ist wie am Meer, wenn man untertaucht und plötzlich alle Geräusche der Strandbesucher verstummen. Es ist wie der dumpfe Druck des Wassers überall um mich herum, die verschwommene Sicht durch unklare Flüssigkeit. Nur dass ich mich nicht freiwillig in die Fluten gestürzt habe, sondern gewaltsam unter Wasser gehalten werde. Irgendwann werde ich ertrinken. Ich öffne meine Augen erneut, aber ich erkenne noch immer nichts Genaues. Wenn das dort hinten wirklich das Blaulicht des Krankenwagens sein sollte, dann war ich eine ganze Zeit bewusstlos. Wenn die Punkte, die davor hin und her huschen, Sanitäter sein sollten, dann müssten sie Ruhe und Ordnung in die hektische Situation bringen. Aber ich kann nicht sagen, ob dem wirklich so ist. Mein Kopf fühlt sich noch immer an, wie in einem Wasserbecken. Ich kann nicht sagen, wie viel Zeit vergangen ist, seit mir dieser Vergleich in den Kopf kam, aber jetzt versuche ich, mich zu befreien, zurück an die Oberfläche zu schwimmen. Ich spüre meine Beine nicht, spüre meine Arme nicht; eigentlich ist es ein Wunder, dass ich immer noch lebe. Der Tod muss langsam wütend auf mich sein, so oft wie ich ihm schon von der Schippe gesprungen bin. Aber was ist mit den anderen? Ich versuche mich zu erinnern, wie viele Leute in diesen Autounfall verwickelt waren, ja was genau eigentlich passiert war. Aber es ist irgendwo in den Tiefen des Meeres verschwunden. Die Frau in dem Wagen vor mir war mit ihrem Kind unterwegs. Das arme kleine Ding. War da sonst noch jemand? Der Typ hinter mir? Ein blauer Mercedes. Aber ich weiß nicht mehr, wer darin saß. Ich nehme an, all diese Leute werden gerade behandelt. Und ich liege hier, etwas abseits, in diesem Straßengraben, von dem ich heute Morgen noch nicht einmal hätte sagen können, dass er existiert. Und ich habe aufgehört, irgendetwas zu spüren. Ich sehe nichts. Ich höre nichts. Ich fühle nichts. Aber dies ist nicht das Ende. Nicht jetzt. Warum sollte ich so oft Glück gehabt haben, um ausgerechnet heute zu sterben. Nein. Heute nicht. Heute werde ich ganz bewusst kämpfen. Heute werde ich ganz bestimmt nicht aufgeben. Und wenn ich meine Beine, meine Arme für den Rest meines Lebens nicht mehr spüren kann; der Rest endet nicht heute. Etwas berührt mein Gesicht. Unsanft. Es ist auch viel dunkler geworden. Immer noch verschwommen erkenne ich ein menschliches Gesicht vor mir. Es bewegt sich. Es spricht. Aber ich verstehe nichts. Die Bewegungen werden schneller. Der Sanitäter dreht sich weg und meine Umgebung wird wieder heller. Wie sehr sich das Leben doch auf die grundlegenden Dinge reduziert, wenn man kurz vor dem Sterben- Nein! Ich sterbe heute nicht. Gibt es den Tod?

Es ist seltsam, dass ich in diesem Zustand, in dieser Szenerie anfangs, über diese Frage nachzudenken, aber was habe ich schon Besseres zu tun? Und alles ist besser als zu sterben. Wenn es den Tod wirklich gibt, dann muss er mich schon oft gesehen haben. Bei dem Flugzeugabsturz, bei dem Feuer, bei meiner Zeit im Krankenhaus, als die Ärzte mir keine Hoffnung mehr gaben, schon bei meiner Geburt als Frühchen; und immer musste er ohne mich gehen. Die Vorstellung ist seltsam. Ist der Tod wirklich ein Skelett mit großem, schwarzen Umhang und einer Sense? Ist er ein gleißendes Licht? Ist er nett oder unfreundlich, gar feindselig, vor allem mir gegenüber? Habe ich Angst vor ihm?

Der Sanitäter ist zurück. Obwohl ich eigentlich gar nicht weiß, ob es wieder dieser Sanitäter ist oder irgendeine andere Person, ich bemerke nur, wie die Welt wieder dunkler wird.

Ist der Tod die ewige Dunkelheit?

Ich will nicht sterben. Ich werde nicht sterben. Mit aller Kraft, die ich aufbringen kann, versuche ich meinen Kopf vom Wasserdruck zu befreien, endlich wieder etwas sehen, etwas hören, vielleicht sogar etwas sagen zu können. Heute werde ich nicht sterben.

Aber ich scheitere. Der Sanitäter tut irgendwas mit meinen Beinen oder meinen Armen, ich sehe nur seine Bewegungen aus den Augenwinkeln. Mein Blick ist in den Himmel gerichtet. Schön sind seine Farben heute. Er ist nicht grau, wie ich ihn heute Morgen beschimpft habe, er ist dunkelblau und hellblau mit violetten Streifen. An einigen Stellen, an denen sich die Sonne ihren Weg zur Erde sucht, schimmert er in hellem Gelb. Ich sehe nur noch Farben.

Es ist nicht das erste Mal, dass ich im Sterben liege. Schon oft hat sich mein Blick auf die kleinen, aber wesentlichen Dinge geschärft. Schon oft hatte ich dieses Gefühl in meinem Herzen, dass die Welt all ihre Schönheit in diesem Moment nur für mich zeigt.

Aber dieses Mal will ich die Schönheit nicht. Ich will, dass die Welt mich wieder gehen lässt, zurück in meinen Trott in der Zivilisation. Zurück zu dem einzigen Grund, wegen dem ich jemals leben wollte. Zurück zu meinem Sohn. Ich sterbe heute nicht. Heute fahre ich zu meinem Sohn und gratuliere ihm zum Geburtstag. Doch die Farben bleiben und das Wasser drückt immer stärker gegen meinen Kopf und raubt mir immer mehr den letzten Sinn, der mir noch geblieben ist. Ich denke an die Frau mit ihrem Kind, während die Farben des Himmels einander immer ähnlicher werden.

Man muss ihnen helfen.

Ich spüre, wie Sanitäter mich auf eine Trage hieven.

Sie sollten zu dem Kind gehen.

Ich höre, wie sie hektisch miteinander reden.

Sie sollten mich aufgeben.

Ich tauche aus dem Wasser auf.

Tausende von Geräuschen, Gerüchen, Gefühlen und Empfindungen dringen auf mich ein.

Doch die Welt ist schwarz.

Ich sterbe - jetzt und hier.

Bitte, lass dieses arme, kleine Kind überleben.

[align=center---[/align

Der Tod kam gerade zur rechten Zeit an den Platz des Geschehens, um die ersten Seelen hinüber in das Anderseits zu geleiten. Schon alt und gebeugt vom Leben waren sie und Fragmente von ihnen froh über die Möglichkeit, nun weiterziehen zu können. Silbern stiegen sie in den bleiernen Himmel auf, zwei verblichene Geister, die an diesem schicksalshaften Abend hatten sterben sollen. Rauchschwaden und laute Stimmen erfüllten den Unfallort, und der Tod begutachtete abschätzend die Arbeit der Rettungssanitäter. Verbissen kämpften sie um ein jedes Leben, das ihnen zu retten möglich schien, und tatsächlich gelang es ihnen bei einer besonders jungen Seele, den ewigen Schlummer abzuwenden. Im letzten Augenblicke verzweigte sich der silberne Faden ihres Geistes und ließ auf der einen Seite das Nichts zurück, während er auf der anderen Seite noch viele Jahre an Lebenszeit zu bewältigen hatte.

Nicht um jeden Menschen stand es an diesem Abend schlecht, sodass der Tod vielen der Seelen

kaum Beachtung schenkte. Seine Fühler wanden sich wie Schlingen schwarzer Finsternis über den Boden, kosteten die Jahre, Monate und Wochen, deren Aromen wie ein von Menschenhand gemachtes Parfum schwer in der Luft lagen. Sie witterten einmal in die eine und dann in die andere Richtung, auf der unbewussten Suche nach einer Fährte, die der Tod schon lange verfolgte – und schließlich wurden sie, in den Ausläufern eines in Dunkelheit getauchten Grabens abseits der Straße, verborgen hinter den Trümmern eines längst nicht mehr lodernden Gefährtes, fündig. So etwas wie eine Emotion durchzuckte die kalte Gleichgültigkeit des Todes, und für einen Moment hing er schwerelos im Raume, nicht imstande, sich von dieser sonderbaren Regung zu lösen. Seine Sinne streiften die silbernen Lebensfäden all der Seelen, die an diesem Abend hier zusammengekommen waren und von denen eine jede Verzweigung eine Gelegenheit für ihn, den ewigen Schlummer, geboten hatte. Einer dieser Menschen aber hatte in seinem Geiste mehr Begegnungen als jeder andere von ihnen gesammelt, und ihn nun hier erneut anzutreffen, löste in dem Tod ein Gefühl von prickelnder Wärme aus. War das etwa ... Vorfreude?

Ein Hauch genügte und schon war der Tod bei dem Manne angelangt, der bereits so viele Treffen mit ihm überwunden hatte. Anders als die Lebenslinien der meisten Menschen, die sich oftmals nur selten verzweigten und kaum eine zweite Betrachtung von ihm verdienten, zog der silberne Lauf dieses Mannes den Tod wie magisch an. So voller Wirrungen war er, mit schier endlosen und niemals beschrittenen Wegen, die stets beinahe in seine Arme geführt hätten, dass er seinen verschleierte, nur das Finstre schauenden Blick nicht abwenden konnte.

Er hatte dieses Mannes Angesicht schon oft begutachtet, seine Stärken und Schwächen abwägen und auf den verschlungenen Pfaden seiner Seele wandeln dürfen. Nichts an diesem Menschen war ihm, dem unausweichlichen Tode, unvertraut – und dennoch regte sich in den Tiefen seiner Existenz etwas, das er schon lange nicht mehr zu empfinden für möglich gehalten hätte. Eine Emotion, so wandelbar und menschlich war es, die sein Wesen durchströmte, dass der Tod einen Augenblick lang fast dem Irrsinn erlegen war, Tränen in den ausgedörrten Höhlen seiner Seelenspiegel wahrnehmen zu können.

Das Gefühl, welches den Tod nach so endlos langer Zeit zu rühren vermochte, war Wehmut.

Ein in leuchtende Farben gekleideter Rettungssanitäter war es, der die bittersüße Ewigkeit der verbotenen Regung durchbrach, indem er, eiligen Schrittes und gehüllt in eiserne Entschlossenheit, zu dem Manne trat, welcher den Tod so zu faszinieren vermochte. Bereits ein kurzer Blick schien dem Helfenden zu genügen, um das ganze Ausmaß des Geschehens und die Ausweglosigkeit, welche sich mit jedem Atemzug mehr entfaltete, zu erkennen – denn ebenso schnell, wie sich der stahlharte Grimm, welcher eben noch in seinen Augen gelegen hatte, verlor, trat an seine Stelle eine herzensgute Liebenswürde, die den Tod geradezu schaudern ließ. Waren es nicht insbesondere diese Menschen, die selbst in einer Zeit, da der ewige Schlummer jederzeit über einen kommen konnte, noch unzählige Seelen vor dem düsteren Ende zu retten vermochten? Waren sie nicht wie ein Gegenstück anzusehen, die andere Seite einer Klinge, die Leben entweder nehmen oder aber schenken konnte?

Der Tod hielt sich nicht allzu lange mit jenen existenzerschütternden und zerrüttenden Gedanken auf, zu gewagt war es ihm, sich ihrer Melancholie auszusetzen. Lieber wollte er seine Aufmerksamkeit dem Manne schenken, dessen so baldiges Entschlafen – sofern er nicht einen erneuten Kniff anzuwenden wusste, um ihm, dem Tod, ein weiteres Mal ein Schnippchen zu schlagen – ihn sowohl erfreut als auch wehmütig stimmte. Erfreut, da es ihm nun, nach so langer Zeit des Ausharrens und Wartens, ermöglicht sein würde, diese widerspenstige Seele an sich zu nehmen; und wehmütig, weil er auf diese Weise einen Sinn verlor, dessen er sich niemals bewusst geworden war.

Bitte, lass dieses arme, kleine Kind überleben. Der flehentliche Gedanke, vielleicht mit den Lippen eines Sterbenden geformt und eigentlich so unerreichbar für die Sphären des Todes, hallte dunkel und endgültig in der Existenz des Eintreibers allen Lebens wieder. Wie schon zuvor an diesem Abend machte sich Erstaunen in dem existenzlosen Wesen breit, und wieder nahm er sich einen Augenblick seiner endlosen Zeit, um einer weiteren ungewohnten Empfindung nachzuspüren. Was

war es für dieses Mal, das ihm Verwirrung brachte? Freude und Wehmut hatte er bereits anhand an ihrer knisternden Hitze und ihrem bitterlich zuckrigen Geschmack erkannt; dieses Gefühl jedoch hatte eine ungewohnt finstere Note, durchzogen nur von Strahlen reinsten, hoffnungsvollen Lichts. Der Tod blickte auf den sterbenden Körper des Mannes hinab, der ihm über so viele Jahre hinweg die Einsamkeit ein wenig milder gestimmt hatte, ohne dass einer der beiden es jemals bemerkt hätte. Und wie seine Seele die letzten irdischen Worte ein ums andere Mal aussprach, fuhr der Geist des Mannes in silbernem Licht hinüber in das Anderseits und ließ den Tod mit einer Regung zurück, die er in den gesammelten Jahren seiner verdammten Existenz wohl niemals erfahren hatte. Die düsteren Schleier entschwanden, und enthüllt wurde die schimmernde Seele eines Menschen, der zu einem Leben im Dienste der Sterbenden verurteilt worden war, um zu lernen, was Ehrfurcht ist.

Abgabe 13 – Sternschnuppenbündnis

Die Sonne stand tief, sehr tief am Horizont des Luftgewölbes, welches sich einmal um die ganze Erde zog. Sie schickte ihre sanften, warmen Strahlen über den Himmel und ließ diesen so in weichen Rot- und Orangetönen aufleuchten. Das Licht lullte die Menschen unten auf dem Planeten ein, ließ sie sich in Sicherheit wiegen und schöne Stunden verbringen. Jedoch war mir dies nicht gegönnt.

Seit einem Jahr war ich nun hier oben mehr oder minder gefangen. Hier oben als hässliches Überbleibsel meiner selbst, zerfressen vom Hass. Von mir gab es keinen richtigen Körper mehr, zumindest seit einem Jahr. Diese ganze Situation war jetzt nun jenen Zeitraum her. Ereignisse überschlugen sich und ergaben damals erst keinen richtigen Sinn, erst als ich anfang, mehr darüber nachzudenken, verstand ich es. Leider geschah das erst viel zu spät.

Es war ruhig, verdammt ruhig. Diese ganze Stille hing in diesem Bereich des Himmels, kein Laut hatte sich bis hier vorgewagt. Diese Todesstille schirmte mich von allen anderen ab. Ab und zu sah ich unter mir auf der Erde meinen Freund. Mein Grab, welches schnell ausgehoben worden war und welches nun von einem Stein bedeckt wurde. Auf diesen sind nur ein paar Buchstaben und Zahlen eingemeißelt worden. Mittlerweile vom ständigen Regen ausgewaschen und fast unsichtbar geworden, zierten sie noch immer mein Begräbnis, zeigten der vorbeiziehenden Zeit, wer ihr zwischenzeitlich mal zum Opfer gefallen war. Schnell wurde man dort unten in dieser Welt vergessen. Sehr schnell.

Heute war mein erster Todestag.

Das Rauscheln der Blätter erfüllte meine Ohren, die vom eisigen Windhauch, der in dieser Nacht über die Talebene wehte, bereits verkühlt waren. Unermesslich, wie ein begeistertes Publikum in einer Aufführung eines berühmten Theaterstücks, schienen sie mir zu applaudieren.

Nein, ich wusste, dass es Beifall, viel eher Bewunderung war. Denn ich hatte seit nunmehr einem Jahr den Mut gefasst, jenen Gang zu bestreiten, den ich nie gegangen war und den du hattest zu früh gehen müssen, mein Freund.

Ich blickte hinauf.

Das Firmament hatte einen sachten, beinahe schon glücklich stimmenden Ton und die Wolken hatten sich in einem etwas helleren Schimmer vom Himmel abgehoben. Sie untermalten das dramatische Glimmen des Sonnenglühens beeindruckend. Früher hatte ich mir Sonnenuntergänge angesehen, doch jetzt, an jenem Abend, ließ er mich völlig unberührt.

Ohne es bemerkt zu haben, hatte ich angehalten. Ob mein Körper meine Seele schützen wollte?

Wollte ich nicht seinen Namen lesen müssen, wenn mir dies auch nur unbewusst auffiel?

Tief in meinem Herzen schien ich immer noch daran zu glauben, dass ich träumte. Vielleicht war ich es ja, der ins Koma gefallen ist, und nicht er, hatte ich mir in den ersten Wochen wieder und wieder gesagt.

Jede Träne, die ich mir aus meinen Augenwinkeln hatte gewischt, wenn ich an sein Gesicht dachte,

war sogleich verdampft, so sehr hatte mein Körper vor Wut gebrannt. Ich war wütend auf mich gewesen. Wütend auf ihn, dass er nicht hatte auf sich aufgepasst. Er war kleiner als ich, schwächer als ich. Doch der Idiot hatte mich beschützen müssen. Wie ich ihn dafür hasse! Warum ließ er mich hier so alleine, holte mich nicht zu sich?

Ich biss mir auf die Lippen, als hätte ich diese Worte gesagt und nicht gedacht. Ich hatte Angst, dass er es gehört hatte.

Ich sollte nicht so von ihm denken... Immerhin hatte er sein Leben für meines gegeben, obwohl wir nur Freunde waren. Freunde für immer. Ich lächelte, ich musste wieder an unser Geheimversteck denken, als wir beide noch jünger waren.

"Ewigheit, was heißt das?" "Das heißt Ewigkeit, du Dödel!" "Besserwisser! Und was heißt das jetzt?" "Das ist eine schrecklich lange Zeit, Leon, aber ich würde sie gerne mit dir verbringen, wenn es dir nichts ausmacht."

Um der Träne entgegenzuwirken, die bereits dabei war, sich auf meinen geröteten Seelenspiegeln zu bilden, ging ich wieder voran, auf jenes Eisentor zu, das andere Leute abschreckte, denn es hatte etwas von einem Gefängnis. Die Steinmauern, die circa zehn Meter hochwaren, verleihten dem Ort jenseits des Eingangs einen Hauch von Abgeschottenheit. Als könnte man hinein, doch nie wieder heraus. Die Abstände zwischen den einzelnen Stangen des Tores waren groß, jedoch konnte ich nicht einmal meinen gesamten Oberarm hindurchstrecken.

Unheimlich. Es war tatsächlich wie in einem Käfig, einem ewigen Käfig. Und du, mein Freund, warst der Vogel der darin bleiben musste. Immer.

Ich legte meine Hand auf den vergoldeten Knauf und zögerte. Ich hatte noch die Chance zurückzukehren.

Nein, ich muss es ihm einfach tun. Ich will dieses eine Mal den Mut haben, den er für uns beide hatte!

Mit einem bedrohlichen, metallischem Quietschen öffnete sich das schwere Eisentor und ich blickte auf eine schlechte Auffassung des Himmels. Zu meinen beiden Seiten bildeten Mamorsäulen, auf denen vergoldete Engel trohten, die weinten, eine Alee, doch zwischen ihnen war immer ein kleiner Gang frei, sodass man zu den Gräbern konnte. Ihm hätte dieser modernere Friedhof sicherlich gefallen, aber wie konnte er auch? Es war seine Verdammnis.

Als hätte ich gewusst, wo ich nach ihm suchen musste, steuerte ich auf das Ende der Engelsstraße zu. Eine große Linde ziente einen langen, tiefschwarzen Schatten hinter sich und dort sah ich einen Stein. Er war weiß und sah sehr künstlerisch aus. Schwarze Schliere durchzogen den Grabstein und der helle Farbton erstrahlte in diesem Kontrast wunderschön. So hätte es ihm gefallen.

Ich ging um den Schatten herum und suchte hastig, ungeduldig deinen Namen und jenes Datum - den sechzehnten Juli 2010.

Unfähig zu Lesen, ging ich einen Schritt auf den Gedenkstein zu und versuchte die Zeichen aus Silber zu entziffern. Tatsächlich. Hier liegst du und das, was von deinem Körper noch übrig ist. Deinen Körper, den du für mich gegeben hattest.

In diesem Moment schaltete sich die Gravitation aus, ich drohte in das weite All, das kalte Nichts, gezogen zu werden. Doch dort war etwas, das mich festhielt, so fest wie nur du mich hattest gehalten. Unsichtbare Arme griffen nach mir, schlangen sich um meine Schultern und bannten mich auf den Erdboden. Mich hielt etwas an dieser Welt fest. Etwas, was mich hatte immer am Leben erhalten und was dich letztendlich dein Leben hatte gekostet. Das Band der Freundschaft.

Warum hast du nicht meinen Wunsch wahrgenommen, dass ich niemals ohne dich sein muss? Weißt du, wie sehr du mir fehlst?

Nein, du weißt es nicht. Nun bist du ein Stern, ruhend im Blau des Firmamentes, wartend auf die Nacht, um mit all deinen neuen Freunden zu erstrahlen. Warum darf ich nicht bei dir sein und mit euch auf den Wolkenfeldern toben? Warum holt ihr mich nicht? Hast du mich denn gar nicht lieb!? Meine Nägel hatten sich in meine Oberarme gekerbt, als ich meine Arme um mich geschlungen hatte, versuchend nicht vor Wut und Trauer zu schreien. Ich wollte deine Freunde nicht wecken. Zu sehr hattet ihr euren Schlaf verdient.

Ich blickte wieder hinauf in den Himmel, suchend nach der Sonne, die bereits erloschen war, und

mit sich das güldene Farbspiel gerissen hatte. Wie ein Schatten schlang sich das Schwarz um den Erdball und verschlang ihn. Jede Nacht erneut. Doch du warst nicht zu sehen.

Das Herabhängen seiner Schultern machte mich unglücklich. So sehr, dass in mir dieses heiße Salz aufstieg, auch wenn es niemand sehen konnte, da ich ja nicht mehr wirklich existierte. Nur die Gedanken dieses Menschen hielten mich hier an den Planeten gebunden. Wären diese nicht vorhanden, dann würde ich bereits in der für mich dunklen Leere des Universums verschwunden sein. Zu nichts mehr fähig. Vergessen. Für immer. Nicht mehr existent. Aus den Gedanken gelöscht worden.

Und dafür liebte ich ihn, aber hasste ihn auch. Wenn er mich einfach vergessen würde, dann hätte er ein einfacheres Leben, ein Leben ohne diese ständig vorhanden seiende seelische Folter.

Andererseits war ich glücklich darüber, nicht komplett vergessen worden zu sein.

Ich hatte sie gespürt, die Erinnerungen, die verblassten. In einem unsichtbaren, aber spürbaren Strom glitten sie an mir vorbei, hinaus in die große Leere. Viele meiner Verwandten hatten mich vergessen, nur selten noch blitzte eine Erinnerung an mir auf, die Restlichen waren alle abhanden gekommen. Ich hatte bemerkt, wie die Bänder, die mich an der Erde festhielten, in dem letzten Jahr immer dünner wurden und viele davon sich schließlich auflösten.

Nur Leon hielt mich hier noch fest. Oft kam mir diese Erkenntnis. Er klammerte sich an das, was er von mir noch hatte. Ich wusste, dass er sich für das, was geschehen war, selbst verfluchte. Jedoch konnte ich nichts dagegen tun, ich konnte und wollte ihn nicht zu mir holen, ihn nicht aus dem herausreißen, was er noch hatte. Dafür konnte ich schlichtweg nicht die Kraft aufbringen, die ich dazu benötigte.

Es war einfach passiert. Ich hatte ihn wegschubsen wollen, weg aus der Gefahrenzone, und dafür hatte ich mein Leben eingebußt.

Und für was? Um jemanden, an dem mir viel lag, vor dem Tod zu bewahren. Weitere Tränen lösten sich und sammelten sich um mich herum. Verschleierten die Sicht auf das, was unter mir lag. Ein Junge, der vor einem Grabstein saß und die Arme um sich geschlungen hatte. Ein Junge, für den ich mein Leben hergegeben hatte. Ein Junge, bei dem ich mir sicher war, dass es sich gelohnt hatte, ihn kennengelernt zu haben. Jemand, der auf seine eigene Art einer war, dem man nicht böse sein konnte, egal, was er angestellt hatte. Selbst jetzt konnte ich dieses Gefühl nicht empfinden, jenes Gefühl der Verachtung. Verachtung für seine Dummheit, sich auf das einzulassen, was im Endeffekt geschehen war.

Nein, ich konnte es nicht rückgängig machen. Ich hatte es versucht, von Erfolg gekrönt war es jedoch nicht gewesen. Ich war dumm gewesen. Aber auch klug. Ich hatte mein Leben verloren und seins gerettet. Leon, ich hoffe, dass du mir irgendwann das verzeihen kannst, denn ich weiß, dass du dich damit quälst. Hoffentlich kannst du es dir und mir irgendwann verzeihen, dass ich für dich starb.

Die Sonne hatte sich mittlerweile ihrem Untergang hingegeben und die Erde umschlossen finstere Kreise aus tiefster Schwärze. Immer mehr Tränen sammelten sich um mich herum, nahmen langsam eine eckige Form an und fingen an zu glitzern. Ich streckte meine Hände aus und wenn ich sie berührte, entsprang ihnen ein leises Klimpern, ebenso, wenn sie in ihrem Taumel um mich herum sich berührten. Ganz langsam erst, dann wurden sie immer schneller.

Ich versuchte, durch das immer heller werdende Licht, welches mir die Sicht auf die dort im Dunkeln liegende Erde fast völlig verweigerte, etwas zu erblicken. Ich konnte erkennen, wie er trotz vorangeschrittener Stunde immer noch dort saß. Er dachte an mich, ich spürte, wie sich die Bänder um mich herum wieder verstärkten, mich wieder näher an die Erde heranführten. Mein Herz fing an zu rasen, als ich mich ihm langsam näherte. Jedoch blieb ich kurz darauf wieder in der Luft hängen. Das Band, welches das stärkste von allen darstellte, hatte auf einmal einen Namen: Freundschaft.

Es tut mir leid, dass ich nicht verstehe, warum ich nicht bei dir bin. Werde ich vielleicht auch nie, dazu ist mein Leben zu kurz.

Sie glitzerten, leuchteten, als könnten sie die vorherrschende Finsternis mit ihren Schein überbrücken. Ihre tänzelnden Bewegungen um mich herum gaben mir das Gefühl, nun ohne Bürde zu schweben, als würden sie allen Schmutz und alle Last von mir nehmen. Dann lösten sie sich, und fielen gen Erde. Lösten sich aus ihren Kreisen und tanzten frei umher, hinunter auf dich. Sie verließen mich und damit jegliche Gefühle, die mich mit ihrem Ballast täglich niedergedrückt hatten. Ich fühlte mich frei. Danke, Leon, dass du dafür der Auslöser warst. Danke dafür, dass du heute gekommen bist. Danke, dass du mich nicht vergessen hattest. Ich musste lächeln.

Tausende Sterne umgaben mich, sie rieselten auf mich hinab, hüllten mich ein, luden mich ein, an ihrem Spiel teilzunehmen. Endlich war ich wieder bei dir, endlich hörte ich dein Lachen wieder! Ich lebte. Ich lebte nach einer Zeit, in der ich so sehnlich gewünscht hatte, tot zu sein. Wir lebten. Gemeinsam.

Abgabe 14 - Date one - Aller Anfang ist schwer

Bens Date

„Endlich ist es

Freitag!“, schrie ich laut in meinem Zimmer herum. Ich hatte mich schon sehr auf diesen Tag gefreut, denn heute werde ich mein erstes Date mit Anna haben.

Ich ging ins Badezimmer, um mich fertig zu machen. Bei mir war meine Bulldogge

Svife. Ich wusch mir mein Gesicht und setzte meine Brille zurecht. Als ich meine Hose anziehen wollte, stürmte Svife plötzlich ins Badezimmer und rammte mich. Meine beste Hose fiel in die nasse Dusche, die ich zuvor benutzt hatte.

„So ein Mist. Na danke, Svife.“ Ich schaute mich um. Ich erspähte eine Jogginghose, von der ich aber wusste, dass sie mir zu eng ist. *Bevor ich mit einer nassen Hose zu meiner*

Verabredung gehe, dann lieber in einer zu engen. Ich zog mir also die

Jogger an und kämmte mein Haar. Während ich mein Portemonnaie in meine Tasche steckte, hörte ich die Stimme meines Mitbewohners im Hintergrund. „Hast du nicht in zehn Minuten ein Date?“ Hektisch blickte ich auf meine Rolex. Es war 18:20

Uhr. „Du hast Recht!“, antwortete ich, während ich aus der Tür rannte.

An der Straße

angekommen stieg ich in meinen Porsche. Ich versuchte meinen Wagen zu starten, doch es funktionierte nicht. *Anna wird*

bestimmt sauer sein. Ich hielt nach einer Taxe Ausschau und erblickte auch sofort eine. Ich sprang aus dem Auto und rannte. Als ich die Taxe erreichte, klopfte ich an die Scheibe. Der Fahrer, ein älterer Herr, ließ die Scheibe runter. „Sind sie frei?“. Fragte ich voller Hoffnung. Der Mann bejahte meine Frage und machte mir die Beifahrertür auf. Ich setzte mich hin und sagte, er solle mich zum Café am Michel fahren. Dieses Café ist nämlich mein Lieblingscafé, da man von dort einen guten Blick auf die St. Michaelis Kirche hat. Draußen wurde es schon dunkel. Ein paar Sterne waren schon zu erkennen. Wir fuhren an der Norderelbe entlang, als der Fahrer plötzlich am Lenkrad eine hektische Bewegung vollzog und in eine Seitengasse abbog. Das Taxi hielt an.

„ich brauch eine Pause, ich bin schon zu lange unterwegs.“ *Tickt der Fahrer noch ganz richtig?* Der Mann stieg aus und entzündete

eine Zigarette. Ich schaute auf meine Uhr. Es war 18:39 Uhr. „Anna!“ Ich sprang

aus dem Wagen und fühlte, wie ich von mir selbst enttäuscht war. *Ich, Ben, bin zu spät zu meinem ersten Date.*

Der heutige Tag wird bestimmt eine Erfolgsstory. Ich spürte ein paar Regentropfen in meinem Gesicht, als auf einmal ein richtiger Schauer ausbrach. Ich rannte und rannte, bis eine rote Ampel kam. *Auch das noch.* Die Ampel sprang auf grün. Meine Beine bewegten sich von allein. Als ich beim Café eintraf, fand ich eine nicht sehr erfreute, Frau vor. Sie hat sich in dem Café einen Platz gesucht, damit sie vor dem Regen geschützt war.

Mit einem freundlichen „Hey Anna“ begrüßte ich sie. Ich bemerkte, dass auch ihre Kleidung noch feucht war. „Dein Kleid sieht toll aus.“ *Abgesehen von den Wasserflecken, aber das sage ich ihr lieber nicht,* bevor sie dann noch wütender wird. Sie bedankte sich und ich setzte mich zu ihr. „Und, warum bist du zu spät?“, wollte sie von mir wissen. „Ich musste im Regen auf dich warten, da vorher kein Tisch frei war.“ Ich schaute mich um. Sie hatte Recht, nur wenige Plätze waren unbenutzt. *Soll ich Anna jetzt die Wahrheit sagen? Schließlich ist es unser erstes* Date und ich will sie nicht verärgern. Ja, so gehört es sich schließlich für einen Gentleman. „Svife hat meine Hose in die Dusche gestoßen und dann musste ich mir eine neue herausuchen. Mein Porsche sprang nicht an und der Taxifahrer hielt einfach während der Fahrt an, um eine zu rauchen.“ Sie sagte nichts. „Soll ich uns etwas bestellen?“, fragte ich sie und winkte den Kellner an unseren Tisch. Sie antwortete, sie wolle ein Glas Rotwein, egal welchen. Als der Kellner kam, bestellte ich einen Rotwein und ein Bier. *Nach Annas Blick zu urteilen, fand sie meine Bestellung unromantisch.* Ich dachte nach wie ich ein gutes Gespräch anfangen könnte. „Wie war dein Tag?“ *Mir fiel nichts Besseres ein.* Als ich ihr Gesicht anguckte, bemerkte ich, dass sie richtig schön war. *Sie ist einfach eine Klasse Frau.* Nach ein paar kürzeren Gesprächsthemen wurde uns unser Essen an den Tisch gebracht. Sie aß einen frischen Salat mit verschiedenen Dressings und anderen kleinen Beilagen und ich ein saftiges Schnitzel. Bevor ich es essen wollte, sagt sie zu mir, es sei nicht so klug, extra ein Tier zu töten, nur damit der Mensch etwas zu essen hat. Sie war strenge Vegetarierin. Ich schnitt mir ein Stück aus dem Fleisch heraus und kaute darauf herum. „Was hast du eigentlich für Hobbys?“ Diese Frage hatte ich ihr aus irgendeinem Grund noch nie gestellt, denn wir kennen uns noch nicht so lange. Als ich meinen Kopf erhob, sah ich, wie Anna auf meine Gabel starrte. *Hielt ich sie etwa falsch?* „Ich liebe es zu schwimmen. Außerdem reite ich gerne. Ab und zu spiele ich auch ein paar Videospiele.“, antwortete sie auf meine Frage. Ich wurde hellhörig. *Hat sie gerade Videospiele gesagt?* „Und was machst du so in deiner Freizeit?“. *Soll ich ihr jetzt viel über Svife erzählen?* JA, sie ist ja ein Tierfreund, da hört sie bestimmt gerne zu. „Also ich unternehme oft etwas mit meiner Bulldogge. Wir gehen oft in den Park und dann springen wir wie kleine Kinder ins Wasser hinein. Aber sonst sitze ich auf der Couch und zocke ein bisschen, während ich ein wenig Fast-Food esse.“ Sie machte einen geekelten Gesichtsausdruck. In Gedanken versunken drehte ich mein Schnitzel im Ketchup herum. Anna hatte mittlerweile ihren Salat aufgegessen. „Soll ich jetzt bezahlen?“, fragte ich sie als ich mich hinsetzte. „Ja,

gerne.“ Der Kellner kam und ich bat ihn um die Rechnung. Ich reichte Anna ihre fast getrocknete Jacke. Sie setzte ein Lächeln auf. Ich war glücklich. Als ich bezahlen wollte, bemerkte ich, dass mein Portemonnaie nicht in meiner Hosentasche war. Ich tastete verzweifelt meine anderen Taschen ab. Es war nirgends zu finden. „Mein Portemonnaie! Ich habe es bestimmt im Taxi vergessen.“ Annas Lächeln verzog sich und ihr Blick wurde finster. Sie holte ihr Geld raus und gab es dem Kellner. Wir traten aus dem Café heraus. „War echt ein schöner Abend mit dir. Tut mir bloß Leid, dass ich mein Portemonnaie verloren habe.“ „Schon gut, kann ja jedem mal passieren.“, sagte sie. Wir verabschiedeten uns und ich ging stolz zurück zu meiner Wohnung. *Ich habe mein erstes Date wirklich gut gemeistert.*

Annas Date

„Endlich Wochenende!“, dachte ich mir als ich nach Hause kam. Ich legte mich auf mein Bett, als mir plötzlich wieder einfiel, dass sich Ben heute mit mir treffen wollte. Es ist zwar keine große Sache aber so wie ich ihn kenne, interpretiert er wieder zu viel in die ganze Sache rein. *Was soll ich nur anziehen... Meine Lieblings Jeans und ein cooles Top oder doch eher mein schickes rotes Kleid. Es ist zwar nur Ben aber wann bekomme ich schon mal die Gelegenheit, mich richtig gut anzuziehen. Aber zu dem roten Kleid brauche ich meine schwarzen High-Heels, ohne sie wirke ich immer so klein. Aber wo sind sie nur? Sie sind nicht unter meinem Bett – nicht in meinem Schrank – nicht im Bad und schon gar nicht in der Küche. Naja was solls, kümmerge ich mich erst um den Rest. Schnell Haare gewaschen, geföhnt und das perfekte Make-Up aufgetragen. Aber ein Problem bleibt – Wo sind die Schuhe? – Plötzlich steht da meine Mitbewohnerin mit den Schuhen in der Hand, „Tut mir leid, aber als ich sie mir ausgeliehen hab, brach der Absatz leider ab. Du kannst doch die roten anziehen.“ Wie ich die roten Schuhe hasse, aber was solls, zieh ich sie halt an. Jetzt muss ich mich aber trotzdem beeilen, sonst wartet er noch im Regen auf mich.*

Schnell die Treppe runter und in mein Taxi eingestiegen. „Wo wollen sie denn hin?“, fragt der gut aussehende Taxifahrer. „Zum Café am Michel, bitte.“ Trotz des starken Verkehrs und des Regens dauert es nicht lange und ich bin beim Café angekommen, aber Ben ist nicht da und weil das Café überfüllt ist kann ich noch nicht rein. *Bleibt mir nichts anderes übrig als im Regen auf ihn zu warten – Super! Nach über einer halben Stunde taucht er dann doch noch auf. Hätte ich noch länger warten müssen wäre ich gegangen.*

Drinne kommt Ben

nicht mal auf die Idee mir den Stuhl zu Recht zu rücken also setzte ich mich einfach. Das Café ist dermaßen überfüllt und laut, dass ich Ben kaum hören kann aber seinem Grinsen nach macht er mir gerade ein Kompliment also bedanke ich mich. Ich versuche nochmal den wirklichen Grund für seine Verspätung herauszufinden und frage, „Und, warum bist du zu spät?“. Aber seine Antwort war

unglaublich – wie ich es hasse wenn mich
wer anlügt. Wenigstens winkte er dann den Kellner herbei. *Ich brauch etwas Alkohol damit der
Abend etwas
erträglicher wird, aber was soll ich nur bestellen. Champagner ist sicher zu
teuer für ihn, Bier trinke ich nichtmehr seitdem ich weiß aus was es besteht,
dann bleibt mir nur noch der Rotwein – sonst gibt es ja nichts in diesem
kleinen Café.* „Ich hätte gerne ein Glas Rotwein. Ich überlasse dir die
Auswahl.“ Einen Augenblick nach Bens Bestellung gingen mir die Bilder von den riesigen
Bierkesseln durch den Kopf – wie ich mich
davor ekle – ich hoffe Ben sieht mir
das nicht an. Gottseidank hat er mich
dann mit seiner Frage wie mein Tag war aus meinen Gedanken geholt. Als wir
ein bisschen reden merke ich wie nett Ben doch eigentlich ist, aber da kommt
auch schon der Kellner mit unserem Essen.
Ben hatte sich ein Schnitzel bestellt, es duftete göttlich, aber leider bin ich
seit einem halben Jahr Vegetarierin. Der
Duft des Schnitzels ist eine Qual. Vielleicht lässt er es ja zurückgeben wenn
ich etwas rummeckere. Als ich meinen Salat esse und ihm beim Essen zusehe,
fängt er plötzlich an mich während dem Essen zu fragen was meine Hobbys sind. *Als hätte er keine
Manieren – das Essen in seinem
Mund springt geradezu heraus wenn er isst – grauenhaft und dann hält er sein
Besteck noch falsch in der Hand.* Ich reiße mich aber zusammen und antworte
ihm auf seine Frage, „Ich liebe es zu schwimmen. Außerdem reite ich gerne. Ab
und zu spiele ich auch ein paar Videospiele.“ *Er sieht auf einmal ganz überrascht aus... Ich weiß
nicht viele Mädels
stehen auf Videospiele aber ich liebe sie einfach, wenn er nicht damit klar
kommt ist das sein Pech. Ich lenke ihn mal schnell davon ab, vielleicht
vergisst er es dann wieder.* „Und was machst du so in deiner Freizeit?“,
sagte ich. *Hätte ich lieber lassen
sollen. Er sitzt ja nur die ganze Zeit auf der Couch mit seinem Hund und ist
Fast Food und wenn er das nicht tut hüpf er wie ein kleines Kind in Pfützen
rein – komischer Kerl – als ob er keine Hobbys hätte. Sein Hund ist außerdem
eine Bulldogge – diese Viecher sind so hässlich. Als ich aufgegessen hatte,
wollte Ben zahlen. Naja, was solls dann ist der Abend wenigstens zu Ende.*
Ben bittet um die Rechnung und hilft mir währenddessen in meine Jacke. Als ich
ihm ins Gesicht sehe war er kreidebleich und er sagt „Mein Portemonnaie! Ich
habe es bestimmt im Taxi vergessen.“ *Als
ob der ganze Abend nicht schon schlimm genug gewesen wäre, hat er jetzt noch
seine Brieftasche vergessen, jetzt kann also ich für das misslungene Date
zahlen... Ich zahle schnell und wir gehen aus dem Café hinaus. Ben
entschuldigt sich für die blöde Lage, aber ich bin nur froh, dass es vorbei war.*

Mit dem Taxi geht
es für mich wieder nach Hause. Das Date war einfach schrecklich.

Abgabe 15 - Geteiltes Blut

(basiert lose auf dem Lied "Zwei Brüder" von Schandmaul)

Zähneknirschend musterte Lisam die feindlichen Truppen und schluckte. Mit so vielen Gegnern hatte er wahrlich nicht gerechnet und es würde bei Weitem kein einfaches Gefecht, obwohl der Ort für seine eigenen Männer vielleicht den einen oder anderen Vorteil bieten mochte. Wald, Bäume, Äste und Blätterdach, Gegebenheiten, die Sichtschutz boten und gleichzeitig gut für Überraschungsangriffe dienten, und es handelte sich immerhin noch um Lisams vertrautes Territorium, das er sich mit Mühe erkämpft hatte. Sie hätten eine Chance, zumindest eine kleine. Nervös fuhr er durch sein schwarzes Haar. Er durfte vor seinen Mitstreitern keine Angst zeigen, das würde sie bloß verunsichern. Und wenn der Anführer nicht mit vollstem Vertrauen in die Schlacht zog, würde das Gefolge sich ebenso wenig rühren.

Mit gemischten Gefühlen beschaute er sich seinen Gegner, verzog dabei jedoch keine Miene. In die prächtigste Rüstung von allen gehüllt, thronte er keine zwanzig Meter von ihm selbst entfernt auf seinem Pferd und starrte Lisam ausdruckslosen Gesichts an. Nein, ganz stimmte das nicht. Etwas lag in seinen Zügen, etwas, das ihm Schauer den Rücken hinabjagte und ihn ein wenig an alldem hier zweifeln ließ. Etwas, das Lisam sagte, es wäre seinem Feind vollkommen egal, wie viele königliche Soldaten fielen, solange er sein Ziel erreichte, und es schürte die Wut in Lisam auf ihn. Ihn, den König, seinen Bruder Chadim, denjenigen, den man nicht aus ihm noch immer unbekannten Gründen verstoßen, sondern am Hof behalten und mit allem versorgt hatte, was das Herz begehrte. Doch Lisam würde es beenden. Beenden oder sich wenigstens das holen, was ihm als Bruder des Königs rechtmäßig zustand, mit derselben Gewalt, mit der man ihm seinen Anteil bislang verwehrt hatte.

Ehe es ihm selbst bewusst gewesen war, hatte Lisam bereits einen Kampfschrei ausgestoßen und somit das Gefecht eingeläutet. Trampelnd, schnaufend, mit lautem Gebrüll prallten die beiden Truppen aufeinander. Klirrend kreuzten sich die Klingen innerhalb der Staubwolke, Pfeile zerrissen die schwüle Luft und schließlich traf er auf Chadim, mit dessen Schwert sein eigenes nun ebenfalls einen Kampf auf Leben und Tod austrug. Ihn kennenlernen hatte Lisam nie gewollt, es hatte gereicht, was er von diesem grausamen, habgierigen König gehört hatte, um zu wissen, dass es nicht funktionieren würde, zumal Chadim ihm nicht einmal jetzt den Respekt entgegen brachte, den Lisam eigentlich verdient hätte, geschweige denn seinen geltenden Besitz.

Sogar den Wald, in dem sie kämpften, hatte Lisam sich selbst erobern müssen, unter Menschenopfern, die hätten vermieden werden können, wenn Chadim bloß ein wenig einsichtiger und gnädiger gewesen wäre, anstatt alles für sich allein zu beanspruchen.

Lisam brannten so viele Worte auf der Zunge, die er ihm ins Gesicht hätte schleudern wollen, so viele Fragen, Vorwürfe, Anschuldigungen, doch wusste er keine davon wirklich auszudrücken und konzentrierte sich deshalb ausschließlich auf den Kampf. Chadim verkörperte einen ihm ebenbürtigen Gegner und mit zunehmender Zeit fiel es Lisam schwerer und schwerer, den gezielten Hieben und Stichen auszuweichen und sie zu parieren. Auch in Chadims Zügen spiegelte sich die Anstrengung, die er für den Nahkampf aufbrachte, und einige seiner fahlen, braunen Strähnen fielen ihm bereits in sein Sichtfeld. Doch Lisam dachte nicht im Entferntesten daran, aufzugeben. All der Zorn, die Enttäuschung, all die Abscheu trieben ihn weiter an und einige Male hätte er Chadim wirklich ernsthaft verletzt, doch schien dieser das verdammte Glück ebenfalls auf seine Seite gezogen zu haben.

Unverhofft traf die Schneide seines Bruders Lisam an der Schulter und ein höllischer Schmerz durchfuhr seinen Körper, jedoch versuchte er, diesen weitestgehend zu ignorieren und stürzte sich stattdessen mit noch immenserer Wut auf Chadim. In seinen eisblauen Augen brannte all der Zorn der vergangenen Jahre, die Lisam ein Dasein im Schatten hatte fristen müssen, bei einer Ziehmutter, die die eigenen Kinder stets höher gestellt hatte als ihn und mit der er niemals glücklich gewesen war, während man Chadim wahrscheinlich in Gold aufgewogen und behandelt hatte, als verkörperte er den Herrscher der gesamten Welt. Und exakt dieser gönnte Lisam nicht einmal einen kleinen Teil seines riesigen Landes.

Dieses Mal setzte Lisam zu einem Direktangriff an und stürmte auf Chadim zu, doch bremsen ein stechender Schmerz, sowie ungewöhnlich starker Druck in seinem Bauch ihn jäh aus. Einen Moment lang gelang es ihm nicht, sich zu bewegen, und er verharrte starr an seinem Platz, sein Schwert fiel auf den mit Laub bedeckten Boden und er selbst auf die Knie. Erschrocken, nein, vielmehr erstaunt schaute Lisam an sich hinab, seine Finger tasteten neugierig an seiner Wunde, fühlten kühlen Stahl und er besah sich ungläubig das Rot an seinen Fingerkuppen, ehe ein dünnes Rinnsal Blut an seinen Mundwinkeln hinabließ und er wenig später noch weitaus mehr davon erbrach. Chadim allerdings zögerte nicht lange und ebenso ruckartig, wie die Waffe ihn durchbohrt hatte, wurde sie auch wieder aus seinem Körper entfernt. Ein gurgelnder Laut entrang sich ihm, dann sackte er entkräftet zu Boden. Er hatte verloren. Trotz aller Bemühungen hatte er wieder einmal gegen Chadim verloren. Das Getümmel um ihn nahm er in seiner Trance kaum noch wahr, sämtliche Laute schienen unsagbar weit entfernt, sogar die Männer, die nacheinander wie Äste einknickten und zusammenbrachen – und er wusste, es handelte sich um seine Vertrauten -, kamen ihm so unwirklich vor wie nie. Bloß tat es ihm leid. Es tat ihm leid, sie mit in diese Angelegenheit zwischen ihm und seinem Bruder gezogen zu haben und dass sie nun alle dafür ihr Leben lassen mussten.

Der Druck auf seinen Brustkorb erhöhte sich mit jedem Atemzug, den er unter größten Anstrengungen tätigte, und gleichzeitig spürte er das Blut aus sich heraussickern wie aus einem nassen Tuch. Seine Muskeln wollten seinen Befehlen nicht mehr gehorchen, und so konnte er nichts weiter tun, als sich mit letzter Kraft an das einzig Feste in seiner Reichweite zu klammern, den Schreien, dumpfen Aufschlägen, dem Brüllen zu lauschen, das für ihn stetig an Intensität verlor, und zuzuschauen, wie all die Farben in seinem Sichtfeld allmählich eine vollkommene, weiße Wand formten, die ihn letztlich überwältigte. Der Schmerz verblasste. Diese Welt gehörte bloß ihm.

Ruckartig zog Chadim sein langes Schwert aus dem Bauch des Aufrührers. Blut spritzte aus der breiten Wunde und benetzte sowohl seine Kleidung als auch den Waldboden.

Mit einem gequälten Stöhnen stürzte der Mann zu Boden, als er den Halt durch das Schwert verlor. Sein Leben würde gleich zu Ende gehen.

Der Kampf hatte nicht lange gedauert, doch war er unerbittlich gewesen. Schlag um Schlag waren ihre Schwerter aufeinander geprallt, jeden Fehler des Gegners eiskalt ausnutzend.

Er war ohne schwere Verletzungen davongekommen, lediglich einige kleine Schnitte und Prellungen zierten seinen Körper, das jahrelange Training hatte sich nun ausgezahlt, doch auch seine gute Panzerung war an der geringen Zahl von Verletzungen nicht unbeteiligt.

Sein Gegner, der Anführer der Aufsässigen war bedeutend weniger glimpflich davon gekommen. Lisam, so nannte er sich wohl, trug lediglich eine Lederpanzerung, welche seiner Klinge nicht viel Widerstand zu bieten hatte. Verblutend lag er vor ihm auf dem Boden, mit den letzten Atemzügen nach Luft schnappend, während die trockene Erde gierig seinen Lebenssaft aufsog.

Plötzlich spürte er einen Ruck an seinem Bein, mit dem letzten Atemzug krallte sich der Mann verzweifelt in sein Fleisch, doch es war zu spät, er konnte nichts mehr tun.

Ein letztes qualvolles Röcheln, dann lag er regungslos da und die verkrampfte Hand lockerte sich wieder.

Chadim würdigte ihn keines Blickes, als er mit einer schnellen Bewegung seines Beines die Hand abschüttelte, nichts als kalte Verachtung wollte er ihm zugestehen.

„So sehet denn, wie es Gesetzesbrechern ergeht, die meinen, gegen ihren König aufbegehren zu müssen!“, rief er feierlich, allen üblen Gerüchten zum Trotz, es handele sich bei Lisam um seinen Zwilling Bruder. *Lächerlicher Gedanke, ich war und werde immer der einzige Sohn meines Vaters sein!*

„Doch“, der König machte eine kurze Pause, um den Eindruck zu verstärken, „es ist noch nicht vorbei. Diese Schlacht ist nicht geschlagen, bis alle Aufrührer besiegt sind! Ihr Anführer mag gefallen sein, doch der Kampf geht weiter, bis ein jeder Gesetzesbrecher zur Rechenschaft gezogen wurde!“

Ein jubelnder Kampfeschrei erklang von seinen Soldaten, die nahe genug waren, um seine

anfeuernden Rufe zu vernehmen, und mit neuem Ansporn zogen sie den verbliebenen Gegnern entgegen.

Ihr Zweikampf hatte mitten im Getümmel stattgefunden und um ihn herum tobte nach wie vor die Schlacht. Tief sog er Luft in seine Lungen, geschwängert vom Geruch nach Schweiß und Blut, dann stürmte auch er wieder vorwärts.

Was auch immer man von ihm halten mochte, er war kein Feigling. Er würde diesen Kampf höchstselbst beenden und alle Aufsässigen ihrer gerechten Strafe zuführen. *Wer sich nicht ergibt, stirbt.*

Dem nächsten Widerständler, den er erreichte, hackte er noch im Laufenden sein Schwert tief in die Brust, ohne dass dieser die Chance zur Verteidigung hatte. Schwungvoll zog er es wieder heraus, gefolgt von einer Blutfontäne, blockte einen Angriff von rechts und rammte die Klinge dem feigen Mann bis zum Heft in den Bauch.

„Erhalte die Belohnung für deine Feigheit!“, brüllte er ihm ins Gesicht und drehte dabei den blanken Stahl, um die Wunde zu vergrößern.

Mit einer eleganten Drehung riss er die Klinge aus der Wunde und parierte den Hieb des nächsten Gegners, der sich ihm von hinten entgegen geworfen hatte. Ein kräftiger Schlag prellte dem Angreifer die Waffe aus der Hand, ehe er enthauptet zu Boden ging.

Das sind keine Krieger, nichts als Bauerntölpel, die es wagen, sich mir entgegen zu stellen!

Chadim sah sich um. Der Kampf neigte sich dem Ende zu, er hatte zwar einige Verluste erlitten, vor Allem durch die feindlichen Bogenschützen, die erstaunlich gut trafen, doch sein vorausschauendes Planen erwies sich nun als goldrichtig.

Noch vor dem Kampf hatte er eine Handvoll guter Männer den Kampfplatz umlaufen lassen. Die unaufmerksamen Bauern hatten diese nicht bemerkt und wurden so hinterrücks niedergemacht, während sie seine Hauptstreitmacht unter Beschuss nahmen.

Narren, sich mit mir anzulegen, war der letzte Fehler, den sie begingen!

Um ihn herum fielen die letzten Widerständler, niedergestreckt von seinen Soldaten. Der Boden war bedeckt von dutzenden von Leichen, es hatten sich mehr Bauerntölpel aufgelehnt, als Chadim ursprünglich angenommen hatte. Geholfen hatte es ihnen freilich nicht, die Erde und das trockene Laub waren getränkt von ihrem wertlosen Blut.

Langsam schritt er voran, auf die Stelle zu, wo sich die hintersten Reihen des Feindes befunden hatten. Dort würde er trotz seines Todeskommandos wohl am ehesten einen noch lebenden Gegner finden.

Der letzte Streich gehört mir!

Wie er über die Leichen hinweg schritt, musste er ein regelrecht erschreckendes Bild abgeben. Ein großer, breitgebauter Mann in strahlender Plattenrüstung und langem Schwert in der Hand, von oben bis unten mit dem Blut seiner Feinde bedeckt.

Ich bin kein verweichlichter Regent, ich bin ein strahlender König des Kampfes, stets bereit, meinen Widersachern entgegen zu treten.

Neben ihm ertönte ein Röcheln.

Er wandte sich zur Seite und erblickte einen Mann, der mit einem langen Schnitt quer über der Brust am Boden lag. Lange würde sein Leben nicht mehr währen, doch die letzten Minuten mussten qualvoll sein.

Chadim trat zu ihm und bohrte die Klinge durch sein Herz, um ihn von seinem Leiden zu erlösen.

Keiner soll sagen, ich würde meinen Feinden nicht die letzte Ehre erweisen.

Wieso hatte es überhaupt soweit kommen müssen? Hätten die Widerständler die Waffen gestreckt, so hätte er ihre Leben verschont und sie lediglich in den Kerker gesperrt, um sie für ihre Taten büßen zu lassen. Doch sie weigerten sich, also mussten sie sterben.

Gerade wollte er seinen Weg fortsetzen, als er meinte, aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahrgenommen zu haben.

Seinen Blick auf einen Baum etwas abseits richtend, zog er das Schwert aus dem erlösten Feind und ging näher hin, um herauszufinden, was dort war.

„Vorsicht, mein König! Es ist ein Feind!“

Doch der warnende Ruf seines Hauptmanns erscholl zu spät. Es raschelte, als ein Pfeil aus der Krone des anvisierten Baumes direkt auf ihn zu flog.

Abgeschossen vom engsten Vertrauten Lisams, dem Barden Nalkin, der sich im Kampfgetümmel auf den Baum geflüchtet und dort versteckt hatte, bohrte sich das Geschoss mitten in Chadims Herz. *Bruder, nun teile ich doch mit dir.*

Abgabe 16 - Der Freundschafts Hinrichtung

Es ist ein schöner Tag, mit Freund und Frau gemütlich in der Kutsche speisend. Doch plötzlich überfallen uns Banditen. Mein Freund greift die Banditen zwar an, jedoch richtet der Narr wenig an den Banditen aus. Und plötzlich schleicht sich einer von hinten an meine Frau ran. Und stranguliert sie. Ich bin empört über diesen Nichtsnutz, nicht achtend auf meine Frau. In mir kocht Wut, am liebsten möchte ich diesen Narr hängen sehen, besser noch kopflos. Ihn in Sicherheit wiegend, kehren wir nach Ralia zurück. Am nächsten morgen veranlasse ich die Wachen, die mich eigentlich auch beschützt hätten, nur an dem Tag verzichtete ich auf sie. Sie schleppten ihn zum Kerker und ließen ihn dort modern und hungern. Ich zweifelte nicht lange, und beschloss, ihn einen Kopf kürzer zu machen. Vorerst aber sollte er im Kerker schmoren, um zu leiden, um Schmerz zu fühlen, das Gefühl von Einsamkeit. Aber jetzt musste ich der Masse meines Königreichs mitteilen, dass meine Frau von uns gegangen ist. Die Menge jubelt mir zu, nichtsahnend was sie erwartet. Sie trauerten genauso um sie, wie ich. Dafür bekommt der Verantwortliche jetzt aber seine gerechte Strafe! Unter der Erde schmort er vor sich hin, hungert und erwartet seine gerechte Strafe. Nach der Ansprache ziehe ich mich in meine bescheidene Burg zurück, um das vorher geschehene zu verarbeiten. Am Abend, nach dem Speisen, leg ich mich ins Bett - alleine. Irgendwie fühle ich mich recht einsam. Er ist daran schuld. Ich sehne nur den Tag seiner Hinrichtung herbei. Am nächsten Morgen bin ich früh aufgestanden, speisen tu ich erstmal nicht, mir ist nicht danach zumute. Ich fühle mich sehr einsam, vielleicht war es doch falsch, ihm die ganze Schuld dafür zu geben. Am nächsten Tag ist seine Hinrichtung, vielleicht sollte ich mir doch überlegen, ob ich ihn hinrichten lasse. Lange saß ich im dunklen Verlies und habe mich von dünnem Brei ernährt. Die eng gespannten Eisenketten heben bereits tiefe Schürfwunden an meinen Handgelenken hinterlassen. Es sind bereits mehrere Tage vergangen, als mein Freund mich hier eingesperrt hatte. Was soll ich dafür können, dass er nicht schnell genug bei seiner Frau war. Oder das diese Dreckskerle von Banditen entkommen sind. Wütend hämmere ich auf die Wand meiner Zelle ein. Dass ich mir dabei die Hände blutig schlage, kümmert mich inzwischen nicht mehr. Zu lange bin ich schon hier unten und muss üblen Gestank und das Geschrei meiner Mitgefangenen ertragen. Wieder und wieder schreie ich in den Raum hinein, er solle mich rausholen. Mein Freund, von dem ich nicht weiß, ob ich ihn hassen soll. Sicher, sein Herz ist von Kummer getränkt, doch in mir brodet Wut, doch irgendwie schaffe ich es nicht, ihn zu hassen. Zu eng liegen unsere Bande. Zu lange währt unsere Freundschaft. Plötzlich erhellen Fackeln den Raum. Zwei Wachen treten mir entgegen und zerren an meinen Fesseln. Sie schleifen meinen erschöpften Körper hinaus. Zwingen mich, auf eigenen Beinen zu laufen und ins Tageslicht zu treten. Ich kneife vor Schmerz die Augen zu, als die ersten Sonnenstrahlen mein Gesicht berühren und sich anfühlen wie tausend Messerstiche. Nach mehreren endlos lang scheinenden Sekunden schaffe ich es, die Augen zu öffnen und entdecke eine breite Straße voller Menschen. Hinter mir erhebt sich das Gefängnis, dessen Zinnen und Türme hoch in den Himmel zu wachsen scheinen und in dessen Kellerräumen meine Zelle gewesen war. Vor mir laufen weitere Gefangene in Reih und Glied. Alle halten die Köpfe gesenkt, manche schluchzen vor sich hin. Still gehe ich durch die Straßen und folge meinen Leidensgenossen. Meine Hände und Füße sind mit Seilen gefesselt worden. Immer wieder stolpere ich nach vorne, wenn mir jemand in den Rücken tritt oder mich zum Stolpern bringt. Selbst meinen Wachen scheint es zu gefallen, mich zu quälen, auf meinem letzten Gang. Spott und Hohn lasse ich über mich ergehen. Doch ich sage nichts, sondern lasse mir den letzten Rest meiner Würde, indem ich schweige. Vor mir lässt die Menschenmenge einen schmalen Pfad frei. Neben Beleidigungen fliegen mir nun auch noch

Essensreste entgegen. Am liebsten wäre ich gerannt, doch die Fesseln sind zu eng gespannt, als das ich zu einer schnellen Bewegung fähig wäre. Mich überkommt eine starke Angst, als ich den Henker erblicke. Sein Gesicht liegt verborgen unter einer schwarzen Maske. Und an der breiten Schneide seiner Axt klebt getrocknetes Blut. Doch trotz der Maske weiß ich, dass er es ist. Will er mich wirklich töten? Oder wird er sich endlich die Wahrheit eingestehen? Die Wachen stoßen mich nach vorne. Beinahe hätte ich vor Schmerz geschrien, als ihre Speere sich kurz in meinen Rücken bohren und ich mit dem Gesicht im Dreck der Straße lande. Ein starker Schmerz in meinem Gesicht lässt mir schwarze Punkte auf den Augen tanzen und mich fast bewusstlos werden, während Blut aus meiner Nase rinnt. Die ersten Tränen laufen mir über die Wangen. Ich kann meine Verzweiflung nicht mehr lange verbergen. Am liebsten würde ich schreien, doch diese Genugtuung will ich den spottenden Menschen nicht geben. Was wissen sie schon über mich? Woher kennen sie mich? Ein letztes Mal blicke ich in die Menge hinein, ihre Gesichter voller Hass und Abscheu blicken mir entgegen. Faule Eier fliegen mir entgegen, während mein Blick über die Menschenmassen hinaus nach oben wandert. Rauch kommt aus den Schornsteinen wie jeden Tag. Als wäre alles wie immer. Als wäre mein Tod unbedeutend. Mein Blick wandert zum Himmel entgegen. Im stillen Gebet sehne ich eben diesen Alltag herbei. Dann sehe ich meinem Freund ein letztes Mal in die Augen. Sie sind das einzige, was ich von seinem Gesicht erkennen kann. Ich erkenne Wut in seinem Blick, doch, ist da noch mehr? Den ganzen Tag über grüble ich. Eigentlich traf ihn keine Schuld, ich sollte ihm sogar dankbar dafür sein, was er für mich getan hat. Er hat sich mit diesen Banditen angelegt, nur um mich und meine Frau zu schützen. Ich überlege besser nochmal, ob ich ihn hinrichten lasse. Ein Spaziergang im Abendlicht der Sonne lässt mich auf das Geschehene zurückblicken, auf die ganze Situation. Sie weist mir die Fehler auf, die ich getan habe. Ich hatte nie ein Recht darauf, ihm die Schuld zu geben. Als es spät wird, ziehe ich mich wieder alleine in meine Burg zurück. Mir wurde bewusst, dass ich meinen besten Freund gar nicht hinrichten konnte. Ich legte mich in mein Bett, nichtswissend, was ich tun soll. Den Leuten kann ich nicht sagen, dass ich damit gelogen habe, dass mein bester Freund an dem Tod meiner Frau schuld war. Meine Glaubwürdigkeit würde nur dahin schwinden. Und keiner würde mich mehr respektieren. Egal, mein Freund steht vor dem Tod, egal was die anderen über mich denken. Morgen werde ich ihm seine Ehre wieder beschaffen, und sein Leben retten. Schon in der Frühe werde ich geweckt, mir werden Klamotten und Werkzeuge hingelegt. Ich ziehe mich um und steige nach unten in den Kerker, um meinen Freund, den ich unbedingt vor dem Tod wahren will, hochzuholen. Ich führe ihn etwas hart, mit Speerstichen zu einem Holzbalken, in dem man seinen Kopf festschnallt. Diesen soll ich jetzt abhacken... Das kann ich nicht. Aber die Leute erwarten es von mir. Ich hole mit der Axt aus. Jedoch kann ich es nicht tun. Ich lasse die Axt fallen, und gestehe mein Unrecht ein... Vielleicht wird es nicht jeder verstehen, jedoch ist das Leben meines besten Freundes gerettet, egal ob er später wieder mit mir was zu tun haben will...

Abgabe 17 - Zwei Seiten, ein Weg

Eine kränklich aussehende Gestalt liegt vor mir. Ich hasse diese Zellen wahrscheinlich genauso wie es die jüdische Insassin tut, und ich will so schnell wie möglich aus diesem Raum raus.

„Mitkommen“, befehle ich ihr in einem strengen Ton. Dieser Aufforderung kommt sie auch sofort nach, nachdem sie ihre Mütze abgenommen und ihre Zahl aufgesagt hat. Ich muss an die Prahlerei eines Kollegen denken, der damit angab, eine der Insassinnen hart verprügelt zu haben, nur weil sie anstatt mit ihrer Nummer mit ihrem Namen auf die Frage nach ihrer Identität geantwortet hatte. Wie hieß sie noch gleich? Ich glaube, ihr Nachname war der eines Fruchtebaums. Ich erinnere mich noch daran, weil besagter Kollege ihre ängstliche Stimme imitiert hat.

Naja, es ist jetzt auch egal. Jedenfalls wird diese Frau keinen Namen mehr brachen. Ich packe sie schnell. Ich will einfach nur weg hier. Als wir endlich die Baracke verlassen genieße ich die frische Luft, die mich einhüllt. Endlich bin ich draußen und nicht irgendwo eingeschlossen. Hier, auf dem Hof, ist die Luft auch deutlich besser und nicht so muffig. Direkt danach wird mir die Ironie meiner

Gedanken bewusst. Während ich mich über die Luftqualität beschwere, führe ich eine Jüdin in die Vergasung. Ich muss ein bitteres Lächeln unterdrücken. Es könnte von den Kollegen, oder noch schlimmer, von anderen Insassinnen, bemerkt werden.

Der Führer hat uns große Versprechungen gemacht, aber warum müssen wir dafür Menschen töten? Menschen werden verfolgt und gehasst, nur weil sie anders sind. Ich verstehe nicht, warum. Am meisten betrübt mich, dass ich so gut wie nichts dagegen tun kann. Ich hasse dieses System. Aber ich bin auch nicht wirklich der Mutigste, weshalb ich mich nicht traue, irgendetwas dagegen zu sagen. Ich habe den Beruf eines Aufsehers hier im Konzentrationslager Ravensbrück auch nur angenommen, weil ich mich vor der Zwangsrekrutierung gefürchtet habe. Hier bin noch unglücklicher als ich je an der Front gewesen wäre. Dort hätte mich sowieso irgendein Amerikaner, Engländer, oder ein anderer der vielen Feinde des deutschen Reiches abgeknallt, bevor ich überhaupt meine Waffe scharf gemacht hätte. Dann würde ich wenigstens diesem grausigen Leben entfliehen und müsste nicht hier als ohnmächtige Wache Jüdinnen in den Tod begleiten.

Was ist aus all den Versprechen des Führers geworden? Fruchtbare Land im Westen, im Osten, überall – und nun stehen wir selbst kurz vor der Niederlage.

Mir fällt ein, dass ich mich besinnen muss, da die Insassin den Weg nicht kennt. Sie wird ihn ja auch nur einmal gehen.

„Hier entlang“, sage ich zu ihr. Seite an Seite gehen wir beide über den Hof, wobei die Jüdin den Kopf in den Nacken legt und ich sie nicht loslasse. Dies ist nicht mein erster Todesgang. Ich hatte Insassinnen, die sich wehrten, kratzten und bissen, und von denen ich immer noch Narben habe, doch diese hier ist vollkommen ruhig. Sie wirkt fast majestätisch. Doch dann offenbart sich doch ihre Verletzlichkeit. Sie stürzt fast und ich bewahre sie gerade noch so vor einem harten Aufprall, indem ich sie stütze. Solche Situationen liefern einen weiteren Grund, meine Anstellung zu hassen. Menschen hungern, werden gequält und verenden an den übelsten Krankheiten, nur weil das Volk einen Sündenbock für die missliche Lage braucht, für die es selbst verantwortlich ist. Ich glaube, ich bin der einzige im deutschen Reich, der so denkt. Und ich allein bin definitiv zu wenig, um die gesamte Bevölkerung zu bekehren. So muss ich hier verweilen und erspare wenigstens den Jüdinnen, die ich begleite, obszöne Witze und sonstige Entehrungen durch SS-Aufseher vor ihrem Tod.

Ich könnte ewig so weitergehen und mich selbst und alle jüdischen Menschen bemitleiden, doch leider müssen wir ja irgendwann ankommen. Plötzlich erklingt dann doch noch einmal die leise Stimme der Insassin, von der ich glaubte, dass sie ihr Schicksal schweigsam entgegennimmt:

„Lassen sie mich laufen, bitte“ Wie gerne würde ich das tun, doch was soll ich ihrer Meinung nach machen? Natürlich könnte ich mich umdrehen und einfach weggehen. Dann könnte sie versuchen wegzulaufen. Sinnlos. Sie würde erschossen werden, noch bevor sie überhaupt die Mauern erreicht hätte, zumal sie in ihrer derzeitigen Verfassung wahrscheinlich nicht einmal loslaufen könnte. Ich löse meinen Griff, beiße die Zähne zusammen und umklammere fester mein Gewehr. Trotz meiner mehr als eindeutigen Gesten versucht es die Insassin weiter. Sie ja auch nichts zu verlieren.

„Sie sind kein schlechter Mensch. Bitte. Hitler wird verlieren, und Sie wissen das. Lassen Sie mich raus. Gehen Sie nicht mit ihm unter.“ Ich sehe der Jüdin ins Gesicht. Sie ist jung. Blutjung.

Wahrscheinlich ist sie nicht einmal volljährig. Plötzlich ertönt ein Schuss. Eigentlich kann ich mir nicht sicher sein, ob dieser Schuss nicht für uns gilt, doch selbst wenn das der Fall ist, ist es mir egal. Trotzdem will ich es einfach nur hinter mich bringen. Die Insassin hilft mir, indem sie eigenständig das Backsteingebäude, das eine ziemlich große Ähnlichkeit mit einer Scheune aufweist, betritt. So muss ich ihr nur noch einen Anstoß geben und „Vorwärts“ rufen. Zu viel mehr wäre ich auch nicht in der Lage gewesen, denn als ich wieder draußen stehe, brechen bei mir alle Dämme und die Tränen fließen. Ich beginne zu sprinten. Es ist mir gleich, ob man mich bemerkt. Ein genaues Ziel habe ich auch nicht. Ich will nur allein sein. Ich finde eine ruhige Stelle hinter dem Backsteinhaus, in das ich eben noch die Jüdin gebracht hatte. Ich lasse mich an der Wand auf den Boden sinken. Und dann fällt mein verweinter Blick auf mein Gewehr. Mir kommt eine Idee, wie ich das alles hinter mir lassen kann. Ich brauche keine lange Bedenkzeit. Es soll einfach nur aufhören. Also entlade ich die Waffe, stecke mir den Lauf in den Mund und drücke ab.

„Mitkommen.“, sagt der Wachmann. Müde öffne ich meine Augen. Ich bin mittlerweile die einzige, die in diesem Schlafraum liegt. Mit einem geübten Blick erkenne ich die Hakenkreuzbinde des Mannes, der im Türrahmen steht. Ich nehme meine Mütze ab und rattere die sechsstellige Nummer herunter, die meinen Namen ersetzt hat. Seit dem dritten Januar 1945 bin ich Eigentum dieses Lagers. Zuerst haben sie mir den Namen genommen, dann das Haar.

„Julia Birnbaum“, sagte ich beim ersten Mal, als mich einer der Wachmänner hier nach meiner Identität gefragt hatte. Die Prügel, die ich danach bekam, vergaß ich nie wieder. Bei manchen Wächtern ist es nicht nötig, die Mütze abzunehmen. Manche sind einfache Söldner. Bei Männern der Waffen-SS schon. Die sind die Schlimmsten von allen.

Ob sich irgendwann mal jemand nach Julia Birnbaum erkundigt, die im Konzentrationslager Ravensbrück verschwunden ist, weiß ich nicht. Ob ich hier noch lebend herauskomme ist genau so unsicher. Der SS-Mann packt meinen Arm und führt mich aus dem Raum, in dem ich die letzten Wochen schlafen musste. Wenn ich daran denke, wo die Reise hingeht, vermisste ich das schäbige Bett sogar. Und die Wände aus weißem Stein. Ein Frauenlager wurde das genannt. Wenn es uns schon so schlecht ging, will ich erst gar nicht wissen, wie es bei den Männern zuing.

Ich habe mich oft gefragt, was für mich das Schrecklichste war, was mir hier zugestoßen ist. Die Trennung von meiner Familie? Oder der ewige Nahrungsmangel? Die Krankheiten, die nicht behandelt wurden? Der Fakt, dass ich nicht älter als 18 werde, nie studieren oder eine Familie gründen kann? Ich habe aufgehört, die Nächte zu zählen, in denen ich vor lauter Weinen nicht einschlafen konnte.

„Hier entlang.“ Die Stimme des Wächters klingt angestrengt. Irgendwas beschäftigt ihn. Ich werfe ihm einen scheuen Blick zu. Er ist groß. Sehr groß. Blond. Ein Nazi wie aus dem Bilderbuch. Was hat er davon, in diesem Lager zu arbeiten? Ruhm? Sicher nicht. Macht er aus Überzeugung mit? Oder aus Angst? Kann ich nicht sagen. Mich haben sie spät geschnappt. Ich habe lange Zeit bei einem Freund meiner Familie gelebt. Meine Eltern habe ich 1939 das letzte Mal gesehen. Vor sechs Jahren. Sie wollten, dass zumindest ich in Sicherheit bin.

Doch irgendwer hat mich verraten. Wer es war, weiß ich nicht, und es ist auch unwichtig.

Letztendlich haben mich die Nazis doch noch bekommen.

Gemeinsam, das ungleiche Duo, das wir sind, verlassen wir die Baracke.

Meine Gedanken driften ab, und das ist mir willkommen. Es wird nicht mehr oft vorkommen. Das ist die einzige Sicherheit, die ich gerade habe. Es ist sonnenklar, wohin unser Weg führt. Über den sonnenbeschienenen Hof. Einige Insassinnen beobachten uns. Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie sich eine ältere Frau bekreuzigt, als sie mich im Griff des Wachmannes sieht. Ich lege den Kopf zurück. Spüre die Wärme auf der Haut. Ein letztes Mal. Ich erinnere mich an meinen neunten Geburtstag. Wir haben ihn am Schwedtsee verbracht. Mein Vater, meine Mutter und ich. Es war sehr schön dort, mit dem Bad im kühlen Nass und dem Kuchen hinterher.

„Aufpassen.“ Der Wächter stützt mich kurz, als ich beinahe stürze. Die Kraft in meinen Beinen fehlt. Wir gehen weiter. Die Befehle, die er gibt, sind wahrscheinlich genau so knapp wie die, die er selbst erhält.

Seit das Lager in den letzten Wochen immer leerer geworden ist, habe ich gewusst, wie das hier enden würde. Meine beiden Zimmergenossinnen sind schon vor mehreren Tagen verschwunden. Lilith und Djanna. Ich habe in ihnen wunderbare Freundinnen gefunden. Wir haben uns gegenseitig öfters getröstet, wenn es nötig war. Einige Gerüchte haben die Runde gemacht. Dass der Krieg bald vorbei sei. Dass wir von den Amerikanern und den Engländern gerettet werden. Dass der Widerstand der Bevölkerung immer größer wird.

Ob das Hirngespinnste der älteren Frauen waren? Oder doch die Realität? Ich hoffe so, so sehr, dass es der Wahrheit entspricht. Damit wenigstens die anderen Frauen und Mädchen hier rauskommen. Ich habe vor einigen Monaten von einer Studentengruppe in München gehört. Angeblich haben sie Flugblätter verteilt, um gegen Hitler zu rebellieren.

„Lassen Sie mich laufen. Bitte.“, sage ich mit leiser Stimme, als wir vor dem Backsteinbau stehen, vor dem das ganze Lager Angst hat. Eigentlich erinnert er mehr an eine Scheune. Ein abgeflachtes

Schrägdach. Zwei große Scheunentore. Ich sehe Rauch aus den beiden Schornsteinen aufsteigen. Der Wächter erwidert nichts. Beißt die Zähne zusammen. Dann öffnet er eine der großen Türen. Lässt meinen Arm los und packt sein Gewehr fester. Das ist mir Antwort genug. Dennoch gebe ich nicht auf. Ein letzter Versuch. Das Unvermeidliche trifft mich sowieso.

„Sie sind kein schlechter Mensch. Bitte. Hitler wird verlieren, und Sie wissen das. Lassen Sie mich raus. Gehen Sie nicht mit ihm unter.“ Meine Stimme ist leise, kraftlos. Zu wenig Nahrung, zu wenig Energie. Der SS-Mann sieht mich aus hellblauen Augen an. Ist das Mitgefühl, was ich da sehe? Ein Schuss durchbohrt die Stille. Ich zucke zusammen. Einer der Männer auf den Wachtürmen hat einen Warnschuss abgegeben. Er galt nicht mir oder dem SS-Mann neben mir. Doch es erinnert uns beide daran, wo wir uns befinden, und dass ich auch nicht entkommen würde, wenn er mich laufen ließe.

Meine Füße fühlen sich taub an. Ich betrete das Gebäude.

„Vorwärts.“, befiehlt der Mann neben mir. Mit einem entschiedenen, aber nicht zu festen Stoß bugsiert er mich in eine kleine Zelle, in der es nach Chlor stinkt. Ein Duschkopf ragt aus der Decke. Ich bin nicht so dumm zu glauben, dass sie mich hier nur waschen wollen. Die Tür geht mit einem lauten, schleifenden Geräusch hinter mir zu.

„Julia Birnbaum.“, sage ich laut. Vielleicht hört es jemand. Der SS-Mann möglicherweise. Und vergisst es nicht. Im Duschkopf zischt irgendwas. Ich schließe die Augen. In Gedanken bin ich wieder neun und stehe am Ufer des Schwedtsees. Gleich würde ich untertauchen. Ich halte die Luft an.

Abgabe 18 – (Un)Gerechtigkeit

Familienvater erschiesst freigelassenen Hauptverdächtigen

Miami (Florida) – Heute Morgen stand der Angeklagte Michael C. vor Gericht, um sich der Tat um die zwei getöteten Mädchen Anne und Lumen verantworten zu müssen. Der 36jährige wurde Mangels an Beweisen freigesprochen, woraufhin Angelo B., der Vater der beiden Töchter, zur Waffe griff und diesen kurzerhand erschoss. Angelo B. liess sich ohne Widerstand festnehmen, beharrte jedoch darauf, dass er im Gegensatz zu dieser Kuscheljustiz, das richtige Urteil vollstreckt hätte.

Seite 2

Ich war völlig perplex, als ich diese abscheulichen Neuigkeiten aus meiner Zeitung vernahm. Einerseits wusste ich nicht, wie ich darauf reagieren würde, wenn jemand meine zwei Töchter umgebracht hätte, aber andererseits war man als Betroffener damit kein Stück besser als der Angeklagte, wenn man Rache ausübte. Nein, man musste dem Urteil des Staates trauen und es nicht anzweifeln. Außerdem lagen keine eindeutigen Beweise vor, denn sonst wäre der Angeklagte verurteilt worden. Demnach verstand ich seine Reaktion nicht und konnte diese grausame Vollstreckung überhaupt nicht nachvollziehen. Nun musste er schauen wie er diese Tat verantworten könnte und ich würde mich nicht wundern, wenn er es nun wäre, der mit einer Todesstrafe verurteilt werden würde - zu Recht.

Dennoch, wären es wirklich meine Töchter Jodie und Kathy gewesen, die durch die Hand eines Irren gestorben wären, wie hätte ich wohl gehandelt, wenn ich diesem Typ gegenüber stünde und unzufrieden mit dem Urteil wäre, aber keinerlei Beweise habe? Würde ich mich meiner grenzenlosen Wut und Verzweiflung hingeben und machte mich damit zum Opfer meiner eigenen Gefühle? Niemals, ich glaubte an den Rechtsstaat. Falls es wirklich keine vernünftige Beweisführung gäbe, dann würde ich solch ein Urteil hinnehmen. Man könnte es nie allen recht machen, aber so wie es aktuell war, wurde das System allen gerecht. Es war fair.

Abrupt stoppte der Zug, in dem ich saß, wegen technischen Problemen und riss mich aus meinen Gedanken. Ich bemerkte, dass sich das Abteil in welches ich zuvor gestiegen war, mittlerweile geleert hatte. Einzig eine Frau, die am Fenster lehnte, schlief und sabberte, saß mir gegenüber. Scheinbar war sie beim Lesen eingeschlafen, denn auf ihrem Schoß befand sich ein Buch. Ich

wollte mich wieder der Zeitung widmen, die mir bei dem unsanften Stopp aus den Händen gefallen war, also beugte ich mich etwas nach vorne, um sie vom Boden aufzugreifen. Dabei bemerkte ich, dass sich im Abteil nebenan noch ein jüngerer Mann befand, welchen ich vorher nicht registrierte, der zudem genau dieselbe Zeitung las wie ich.

Nachdem ich meine Mitfahrer kurz musterte, kam mir dieser Fall wieder in den Sinn. Es ließ mich einfach nicht los. Wie konnte man nur? Mal angenommen dieser, wie hieß er noch gleich - ich schlug den Artikel erneut auf – Michael C. hätte die zwei Mädchen wirklich ermordet, dann wäre er dem Rechtssystem im Prinzip entflohen. Dennoch war die Vorstellung einfach absurd, dass der verzweifelte Vater ihm dafür vor den Augen des Gerichts den goldenen Schuss gesetzt hatte. Ohne den Angeklagten jetzt verteidigen zu wollen, aber vielleicht starb durch die Hand des frustrierten Kerls eine weitere unschuldige Person. Wir lebten schon lange in keiner Welt mehr in der es hieß, "Auge um Auge, Zahn um Zahn". Wozu entwickelte man ein Rechtssystem? – Richtig, um den ganzen Spinnern, die fröhlich Selbstjustiz verübten vorzubeugen. Leider gab es selbst im 21. Jahrhundert noch solche "Möchtegernvertreter der Gerechtigkeit".

Ein weiteres Mal zollte ich etwas Anderem Achtung. Mein Smartphone klingelte und als ich abhob, ertönte eine tiefe, zittrige Stimme, die mich fragte, ob die Ware schon da sei. Ich beendete den Anruf, nachdem ich ihm mitteilte, wann genau ich am Treffpunkt sein würde. Anschließend wandte ich mich für den Rest der Fahrt meinem iPhone zu.

Ich blickte kurz von meiner Zeitung auf, als das Handy eines Mitfahrenden anfang zu klingeln. Dabei bemerkte ich auf seinem Nebensitz das gleiche Titelblatt wie bei mir: "Familienvater erschießt freigelassenen Hauptverdächtigen." Ja, diesen Artikel hatte ich gerade ebenfalls durch gelesen. Vorhin hatte ich zufällig seinen entsetzten Blick bemerkt, weswegen durchaus möglich war, dass dieser Herr alles andere als begeistert über den Vorfall zu sein schien, welcher in unserem Bundesstaat passiert war. Was ich ihm irgendwie nicht verübeln konnte. Dennoch, ich für meinen Teil fand die Tat vom Vater durchaus gerechtfertigt. Eine solche Sympathie für diese Tat, dafür brauchte ich nicht einmal eine Ehefrau und Kinder zu haben. Nein, selbst ich mit meinen 25 jungen Jahren und als alleinlebender Mensch in der Gesellschaft, musste nicht einmal das Gefühl von Kinderliebe kennen.

Seien wir doch mal ehrlich: In einem Land, wo ein Verbrecher eine härtere Strafe für das Dealen mit Drogen bekommt als für eine Vergewaltigung, so eines konnte ich kaum noch ernst nehmen. Und sowas nennt sich "Gerechtigkeit", dass ich nicht lachte. Da sollte man sich eigentlich nicht wundern, wenn manch einer dann selbst das Zepter ergreift und sein eigenes Urteil vollstreckt. Ich schüttelte leicht unmerklich den Kopf und innerlich griff ich mir an die Stirn. Es regte mich schon jetzt auf, dass dieses Ereignis wohl für die nächsten zwei Wochen täglich immer seinen Platz in den Nachrichten finden würde. Naja, nicht direkt diese Tatsache, sondern vielmehr das Unverständnis der Gesellschaft über die Tat des Vaters.

Vor allem, wenn man bedenkt, wie lange teilweise die Verhandlungen für einen solchen Fall benötigen, dann ist es manchmal echt ein Wunder, dass die betroffenen Angehörigen solange die Nerven behalten können, ohne selber zu handeln. Mich würde das in den Wahnsinn treiben, wenn ich tatenlos dabei zusehen müsste, wie sich alles in die Länge ziehen würde und nach all der Warterei doch keine Ruhe gefunden werden könnte.

Ich steigerte mich wieder zu sehr in ein solches Thema hinein. Dabei ist es nicht das erste Mal, dass ich darüber nachdachte, ob die Justiz nicht härte durchgreifen sollte. Nicht nur Mörder an sich mit der Todesstrafe verurteilen, sondern durchaus auch Vergewaltiger oder Pädophile, die ihre Opfer aufs Schlimmste traumatisieren und diese teilweise den Rest des Lebens in Angst verbringen müssen, weil der Täter anscheinend 'geheilt' wurde. Gewissermassen wäre es dann auch bei Verbrechern, die in Häuser einbrechen oder Banken überfallen, mehr als rechtens, wenn diese hingerichtet werden würden. Auch sie hinterlassen Spuren bei den Beteiligten und sind eigentlich pure Schädling für uns alle.

Ich versuchte mich wieder zu beruhigen, indem ich eine bequemere Sitzposition einnahm und aus dem Fenster starrte. Der Himmel hatte im Verlaufe des Tages mehr Wolken bekommen und es hatte

den Anschein, als würde es bis zum Abend hin regnen. Meine Uhr zeigte mir, dass die Fahrt bis zu meinem Reiseziel nicht mehr allzu lange dauerte. Dennoch schloss ich kurz die Augen und atmete in kontrollierten Zügen ein und aus.

„Nächster Halt: Miami International Airport.“ Meine Haltestelle – Zeit auszusteigen, denn ich holte da einen guten Freund von seinem Urlaub ab. Der Mann stand zeitgleich mit mir auf und wir gingen hintereinander zur Tür, wo wir auf das Anhalten des Zuges warteten. Dieser geschah genauso abrupt und grob wie vorhin schon einmal. Ich sah, wie sein iPhone zu Boden fiel, weil er sich versuchte festzuhalten. Als der Wagen endlich zum Stillstand kam, hob ich es für ihn und erhaschte einen Blick auf seinen Bildschirm, woraufhin sich mein Gesicht verfinsterte. Ein kleines Mädchen im Badeanzug war darauf abgebildet in einer leicht befremdlichen Pose, wie mir schien.

Wortlos drückte ich dem Herrn sein Mobilgerät in die Hand und schaute ihn anklagend an. Dieser bedankte sich, wobei Ratlosigkeit, aber auch Unsicherheit sein Gesicht zeichnete. Er stieg aus dem Zug aus und marschierte Richtung Rolltreppe. Innerlich kochte ich vor Wut über das Gesehene. Sowas Widerliches war unter aller Sau! Solchen Menschen oder besser gesagt Monstern kommt die Polizei nur schwer auf die Schliche... Was also tun?

Ich überlegte nicht lange und setzte mich in Bewegung – in die gleiche Richtung, wie er es getan hat.

Abgabe 19 - Stille Blume

Ich sah bereits von weitem die schönen Farben des späten Himmels, vermischt mit den Funkeln des frühen Feuerwerkes, in der Abenddämmerung. Fasziniert sah ich, wie ein einzelner Funke es bis zum Himmel schaffte, und dann sich in mehreren Teilen spaltete. Jahr für Jahr das Gleiche Schauspiel. Jahr für Jahr die gleiche Sehnsucht die mich überkam, wenn die Zeit dieses Festes nahte. Immer wieder überkamen mich bei diesem Anblick die wehmütige Erinnerung. Aber immer wieder musste ich mir ins Gedächtnis rufen, dass wir damals nur Kinder waren, es war nur ein Junge von vielen, nichts weiter. Noch dazu, dass wir gerade mal um die sieben Jahre alt waren, wenn überhaupt. Doch... ich fragte mich was wohl aus ihm geworden sei, was er nun fühlte, wie es ihm auf seiner Schule ging. Auch wenn wir wenig miteinander zu tun hatten, verstanden wir uns damals dennoch gut und ich hegte seit jeher, ein heimliches Interesse an ihm. Immer wieder entflammte dieses Gefühl auf, was ich aber jedes mal mit einem Kopfschütteln abtat, denn es war nur etwas lächerliches, kindliches letztendlich. Nichts von Bedeutung.

Doch meine Neugierde zerfraß mich manchmal so sehr, dass die Gier nach den Antworten bewirkte, dass ich mich in jene Fantasie begab, in denen ich nach diesen suchte. In denen ich mir eine gänzlich andere Welt vorstellte – mit ihm, vielleicht an meiner Seite oder nur als fremde Person, die ich als außenstehende beobachten würde. *Was er wohl jetzt gerade machte?* Mit einem Seufzen öffnete ich meinen Schrank und durchsuchte diesen, bis ich endlich das schöne Gewand, mit dem etwas zu kitschig gehaltenen Blumen darauf, fand. Behutsam legte ich es auf meinem Bett und fuhr mit einem Finger über das zarte, scheinbar zerbrechliche Gewand darüber, dass in einer Stunde meinen Körper verhüllen würde. Ich mochte diesen Kimono sehr, auch wenn er nunmehr seit mehr als zwei Jahren in meinem Schrank hing, dennoch mir aber passte, was wohl auch an meiner geringen Körpergröße lag, welche sich einfach nicht mehr weiterentwickeln wollte.

Ich mochte es allgemein, wenn die Seide sich an meinen Beine schmiegte, ich mit jedem Schritt diesen Stoff an mir spüren konnte und mich dadurch in irgend einer Art und Weise für etwas besonderes hielt, was sonst nicht der Fall war. Es war seit jenem Tag jenes Kleidungsstück das mich zierte, wenn der Beginn des Frühlings anbrach. Zu Ehren der Natur, die nun wieder erblühen wurde und den Winter, der endlich das Land verließ.

„Aika?“ Die gedämpfte Stimme meiner Tante, die meinen Namen rief, ließ mich aufhorchen.

„Ich bin gleich soweit!“, entgegnete ich ihr. Ich kannte nur zu gut ihre ungeduldige Art die alles andere als mit meiner verträumten passte. Sie meinte immer wieder ich würde meinen Kopf nur in die Wolken haben, wobei dies in gewisser Weise auch stimmte.

Noch einmal ließ ich meine Hand über den Stoff wandern, ehe ich mich hastig umzog und in das Wohnzimmer ging.

Meine Tante war bereits schon gerichtet, während sie in einer undurchdringlichen Miene auf den Bildschirm des Fernsehers starrte, ehe sich mich vernahm und diesen ausschaltete.

„Bist du fertig?“

„Ja, ich musste nur kurz noch aufräumen. Du weißt ich hasse es, wenn etwas nicht an seinem Platz ist.“

Meine Tante musterte mich zunächst eher befremdlich, als sei ich ein anderen Mensch, ehe ein Lächeln sich auf ihren Lippen stahl. „Du siehst hübsch aus, selbst wenn der Kimono nicht mehr der neueste ist. Nächstes Mal kaufen wir dir vielleicht lieber einen neuen.“

Ich lächelte zurück, wollte allerdings nichts dazu etwas sagen. Ich war einem neuen nicht abgeneigt, allerdings mochte ich diesen auch sehr. Ich mochte ihn wie er war und irgendwie war mir selbst so eine kleine Veränderung unbehaglich, aber ich blieb stumm. Es war schließlich jene Frau die mich vor dem Alleinsein bewahrte, seit meine Eltern gegangen sind. Die rothaarige Frau drehte mir schlussendlich den Rücken zu und wandte sich zum Ausgang unserer Wohnung und ich folgte ihr daraufhin, gehüllt in Schweigen.

Es war voll von Menschen als wir auf die Straße zogen, in dem das Fest bereits im vollen Gange waren. An jedem Stand Leute, lautes Gelächter, die etwas erdrückende Nähe der anderen, das Gedränge... Aber all das fasste ich nie als negativ auf, zumindest nicht bei dem Fest des Frühlingsanfangs. Es war einer der wenigstens Feste die ich überhaupt mochte, unter denen ich unter Gleichgesinnten am liebsten ging, die die Wärme feierten. Alle Menschen in den gleichen Gewändern, die aber alle durch die verschiedenen Farben und die unterschiedlichen Muster unterschieden. Ich spürte die Wärme in der Luft, endlich konnte ich leichtere Kleidung tragen. Aber wahrscheinlich lag das auch besonders an der Nähe der Körper um mich herum.

Ich merkte wie meine Tante, der ich auf Schritt und Tritt folgte, auf einen Essensstand zusteuerte. Einige rote Strähnen hatten sich aus ihrer streng zurück gebundenen Friseur gelöst, welches wunderbar zu ihrem himmelblauen Kimono passte, der um ihre Beine wehte. Aber ich wollte mir lieber das Feuerwerk am Fluss näher ansehen. Ansehen wie all diese schönen Funken am Himmel ihren Höhepunkt erreichten, dass mich jedesmal aufs neue ins Staunen versetzte. Ich sah nur noch wie meine Tante zwischen den Menschen verschwand, bis ich ihre sonst so herausstehende Gestalt nicht mehr ausmachen konnte und fing an mich durch all die Menschen durch zu quetschen um mein Ziel zu erreichen.

*Der Junge war unscheinbar und dennoch war er so deutlich präsent, als ich an ihm vorbei schritt. Nur noch wenige Zentimeter und ich hätte ihn beinahe berühren können, als ich langsam in der Nähe des Flusses war. Doch bereits war es zu spät. Ich drehte mich vergeblichst um, doch da war er auf einmal nicht mehr. Ich konnte sein schwarzes Haar nicht mehr erkennen, konnte nicht mehr seine an sich große Gestalt ausmachen.
Könnte es sein?*

[align=center~[/align

„Ist es wirklich schon zehn Jahre her?“- Dieser Satz spukte mir schon seit heute Morgen durch den Kopf, ließ meine Unterrichtsleistung auf eine noch tiefere Ebene, als auf der, auf der sie ohnehin schon war, sinken und ließ mir sogar beim Kendo-Training, das mich eigentlich entspannen und mir meine überschüssige Energie rauben sollte, keine Ruhe! Und nun, wo die Feuerwerksraketen jaulend in den Himmel stiegen, schwoll die Lautstärke der Stimme ins Unerträgliche an und ließ mich wie einen Zombie aus Walking Dead durch das Fest wandeln- mit dem einzigen Unterschied, dass ich kein Hirn, sondern nur ein bisschen Frieden suchte, der die Stimme in meinem Kopf verstummen ließ. Vergebens. Die Stimmen hatten mich schon so sehr für sich eingenommen, dass ich ihn fast nicht bemerkt hätte. Aber als ich es schaffte ihn zu registrieren, verstummten sie abrupt. Dieser

Duft...Nach Erdbeeren und Apfelblüten, der mir allein schon den Atem raubte.

Doch als ich schließlich stehen blieb, um dessen Quelle auszumachen, begann er sich bereits zu verflüchtigen. Nur noch ein Hauch einer Erinnerung konnte meine Nase erfassen und ich blieb frustriert und irritiert stehen. Leider nicht der lange, denn die Menschenmassen drängten mich weiter. Ich wandte noch ein letztes, hilfloses Mal meinen Kopf in die Richtung, aus der ich den Geruch vermutete und mein Blick konnte sie gerade noch streifen:

Helle Haut...So filigran wie Porzellan, die geröteten Wangen, die an Frische Granatäpfel erinnerten und diese großen dunklen Augen, in denen sie das angenehm warme, goldene Licht der Buden und das bunte, flackernde Licht der Himmelslichter vereinten. Das ganze wurde von ihrem glänzenden, hellbraunen Haaren, die wie geschmolzene Schokolade ihren zierlichen Körper, der von einem schlichten Kimono verhüllt war, zu ihrem Becken floss.

All das registrierte ich in den Augenblicken, die ich mich umwenden konnte, ehe ich weiter gedrängt wurde. Doch für mich stand fest: Ich werde sie finden!

Diesen simplen Plan verfolgend, ließ ich mich mit der Masse bis zu einer schmuckvollen, mit bunten Lampions beleuchteten Brücke strömen, die zusammen mit vielen anderen den schmalen Fluss überspannte, der quer durch die Stadt floss. Ich wollte flussaufwärts über die nächste Brücke gehen und quasi meine Route noch einmal abgehen, darauf hoffend, dass sie sich nicht von der Stelle bewegen würde, bis ich sie erreicht hätte. War es wirklich sie?

Als ich die Ecke schließlich erblickte, gefror das Blut in meinen Adern: Sie war verschwunden!

Mein Magen fühlte sich so an, als ob ich ein Messer geschluckt hätte und mein Herz wurde schwer vor Frustration. Warum hatte ich immer so ein Pech? Wütend trat ich einen Kieselstein weg, doch als ich es Richtung Fluss laut scheppern hörte, blickte ich betreten in die Richtung, in die ich den Stein befördert hatte und blickte direkt in ihre Augen. Sie stand da, starrte mich ungläubig an... Und zwischen uns dieser verdammte Stein und die Menschenmassen, die uns nichts mehr anhaben konnten, weil wir uns gefunden hatten und nicht mehr loslassen würden. Ich hatte endlich die Aika gefunden, die mir seit zehn Jahren gefehlt hatte plötzlich waren wir wieder sieben Jahre alt...Ihre Augen schienen nun golden zu leuchten, da sie nur noch die Budenlichter und Lampions reflektierten. Obwohl sie mich in ihren Bann zogen, ging ich langsam auf sie zu und nickte. Sie erwiderte mit einem angedeuteten Lächeln. Als ich schließlich vor ihr stand, ergriff sie, ohne ein Wort, meine Hand. Und obwohl sie zierlich war, hielt mich diese warme, samtweiche Hand fest in ihrem Griff, während sie mich langsam auf die Treppe zuzog, die zum Flussufer führte, dass man aber bist jetzt wegen den Kirschbäumen nicht erkennen konnte, die den Weg säumten. Langsam stiegen wir die Treppe hinab und setzten uns auf die Bank. Nur der Fluss, in dem heruntergefallene Kirschblüten trieben, leuchtete, da er das Feuerwerk spiegelte. „Ich habe so lange an das gedacht, was damals passiert ist“, unterbrach ihre sanfte Stimme die Stille. Ihre Stimme klang so süß und geschmeidig wie Honig, der in warmer Milch zerging. Für einige Sekunden war ich außerstande etwas zu sagen

Ehe ich nach einigen Augenblicken ansetzte: „Wollen wir nicht von da an anfangen, wo es am schönsten war? Vor zehn Jahren? Ich verstehe eigentlich gar nicht, wieso wir uns jemals voneinander distanziert haben“, sie blickte traurig auf die flackernden Spiegelbilder im Fluss. „Wenn ich das wüsste“, seufzte sie. Ich legte meinen Arm um sie und wir verharrten in stiller Zweisamkeit unter den Sakurabäumen. Sie war wie eine Blume immer gewesen. Genauso schön wie eine dieser Pflanzen, und noch dazu so still und in sich gekehrt. Wie ich sie damals in Erinnerung hatte.

Sie war eine stille Blume.

Abgabe 20 – Blauwarm

Schlagartig war es kühl geworden und das brennende Mittagslicht hatte sich nur binnen weniger Minuten ganz von den rauen Dächern der Stadt geschält, ruhte nunmehr als rotgelber Schimmer in den wenigen Wolkenfetzen. Menschen ließen sich unbeirrt immer weiter von ihren öden Absichten

durch die Straßenfurchen zerren; nur selten streifte ein unbeteiligter Blick, dem nichts Besseres zu tun übrig blieb, die Caféketten, die den Massen die tägliche Route durch den Stadtkern markierten und die Kunden von einem Tisch zum nächsten jonglierten.

Kellnerinnen in stets zu engen Shirts und peinlichen Schürzen infiltrierten den Stausee an Cafébesuchern, stauchten eilig die weiten Sonnenschirme wieder zu grob umwickelten Säulen und überließen die Menschen dazwischen dem letzten Moment Sonnenschein dieses Tages.

Ein Papierrascheln ging im Menschenklumpen unter; schweigend legte ein Mann sein Buch aus dem Schoß und schob es vorsichtig in seine Tasche. Mit verzogenen Mundwinkeln fiel ihm die Tasse auf, in der sich die kalten Kaffeereste mittlerweile schon an das Porzellan getrocknet hatten und sein Blick durchforstete das Knäuel an Städtern, suchend nach einer Angestellten, die nicht gerade mehrere dampfende Teller aus der Küche balancierte. Schürze über Schürze dieselbe Hektik, dieselbe Motivation.

„Guten Tag. Was darf ich Ihnen bringen?“

Der grinsende Haarfärbunfall hatte ihn überrascht. Er brauchte sie nicht lange zu betrachten, denn ihr Aussehen schien genauso unauffällig und vom Stadtleben zerfressen wie ihr Dasein als mittelmäßige Verdienerin in einem Café, denn auch wenn es hier am Meer noch so schön sein konnte: weit hatte sie es nicht gebracht. Nur der Akzent interessierte ihn ein Minimum. Slovaei, vielleicht Kroatien. Eine Eingereiste, die in der malerischen Küstenstadt eine Treppe zu Wohlstand gesehen hatte, aber letztendlich an diesem Kaffee festklebte wie eine Fliege im Netz. Lebend aber ohne Sinn.

„Welchen Wein können Sie mir denn empfehlen?“, antwortete er mit dem Versuch eines nicht allzu abschätzenden Lächelns.

Doch das überforderte das junge Ding schon.

„Unsere Auswahl ist leider etwas beschränkt...“

Typisch. Immer wenn die Leute ihn reden hörten, hatten sie Angst, unterbelichtet neben seiner eigenen Sprache zu wirken.

„Sicher haben Sie zumindest einen Pinot Noir“

„Ja“, bestätigte die Frau mit einem erleichterten Lächeln und kritzelte die Bestellung umgehend in ihr Notizbuch.

„Ein lokales Weingut?“, prüfte der junge Mann und strich über seinen blauen Sakko.

Doch sie deutete nur mit einem verzogenen Gesicht, dass sie keinen blassen Schimmer hatte.

Göttlich. Da lebt man schon in der beschränkten Welt eines billigen Straßencafés und kennt nicht einmal das Sortiment. Ein gleichgültiger Wink mit der Hand log dem Mädchen vor, dass ihm das egal war.

Dann nahm sie die Kaffeetasse und verschwand wieder im Dunst aus Lärm und Menschen.

Der Mann blickte ihr nicht nach, sondern studierte die anderen Persönlichkeiten, die es an diesem Samstagabend hierher getrieben hat. Eltern, die vollkommen überfordert ihre Bälger beruhigen wollten, junge Pärchen, die sich wild gestikulierend nichts als Vorwürfe zu sagen hatten, und nebeneinander schweigende alte Ehepartner, denen das zu sagen Verbleibende schon lange ausgegangen war. Menschen ohne Sinn, ohne Ziele und ohne ein Gefühl für das Zusammenleben. Klirrend stieß das Weinglas auf die Tischplatte, doch er konnte nicht einen weiteren Blick auf die Kellnerin erhaschen, denn die Schürzenträgerin hastete bereits wortlos zum nächsten Tisch, doch das war ihm egal. Das Zollen von Freundlichkeit gilt in diesen niederen Kreisen als überbewertet. Er verglich seine glänzend polierte Uhr mit dem noch immer von dunklen Wolken übersäten Abendrot. Es war spät geworden.

„Mach mich nicht frech an, Miststück.“

Ein empörtes Gröhlen zog ihn wieder zurück in das bis zum Bersten gefüllte Lokal. Ein Gast hatte sich mit wutgezernten Mundwinkeln von seinem Platz erhoben und stützte sich mit zitternden Fäusten auf dem billigen Plastiktisch. Seine Ansprache galt einer weiteren Kellnerin, die seinen hasserfüllten Blick bereits detailverliebt kopiert hatte und das Blickduell begann. Der Aufschrei

hatte nicht nur bei der brünetten Zicke gefruchtet, sondern hatte das ganze Café gelähmt und in eine befremdliche Stille getaucht. Für das bisschen Spannung und Abwechslung war diesen gelangweilten Wesen alles recht und abwechselnd schielten immer wieder die Augenpaare auf die beiden Kontrahenten.

„Jetzt hör du mal zu.“

In keiner Weise bemerkte die Kellnerin das unumgängliche Publikum und schürte das Feuer weiter, indem sie wichtigtuerisch ihre Augen zu Schlitzeln zusammenpresste und sich vor ihm aufbaute.

Ironischerweise war sie auch noch größer als er.

„Dieses Miststück, die anderen Schnecken und Kleinen auch, hab‘n es satt, dass du uns andauernd anmachst.“

Die Blicke lösten sich wieder wie Nasses Papier von einer Wand. Es wurde zwar nicht lauter, doch die Menschen bemerkten, dass der Kellnerin mittlerweile die selbst ausgelöste Stille aufgefallen war und sie ihre eigenen Augen erneut wandern ließ, bevor sie sich darauf vorbereitete, wieder den bierbäuchigen, hilflosen Kunden unter Beschuss zu nehmen.

Auch der junge Mann überwand sich, seine Aufmerksamkeit noch einmal dem Pöbel zu schenken und umgeben von Plastikstühlen und Schirmen stand dort seine eigene Kellnerin – jenes ebenso schlecht gefärbtes wie auch gebildetes Wesen und schien sich an dem traurigen Streit prächtig zu amüsieren. Akustisch konnte sie das Glucksen unterdrücken, doch ihre krankhafte Schadenfreude war unübersehbar.

„Verlassen Sie unser Lokal, bitte.“, ergriff die Brünette wieder das Wort und machte mit gespielter Seriosität und noch mehr Hohnässigkeit in ihrer Stimme klar, dass es das letzte Wort sein sollte. Das Blondchen war kurz davor, Beifall zu klatschen, bei dieser grinsenden Fratze hätte er ihr das durchaus zugetraut.

Schluss. Weiter ertrug es der junge Mann nicht mehr. Noch nie hatte er an die Menschheit geglaubt, doch was sich an diesem Abend in dem Café zutrug, schaffte es, selbst ihn in die Knie zu zwingen. So unsagbar viel Unmenschlichkeit; noch nie hatten ihn so wenige Menschen an so viele Misstände erinnert.

Er stand auf, klatschte einen viel zu wertvollen Geldschein neben das noch mit blutrotem Wein gefüllte Glas und drängte sich unauffällig, aber mit nachdrücklich empörten und entgeisterten Gesichtsausdruck, blass wie die Hauswände. Das Wechselspiel der Dämmerung hüllte die Stadt und all ihre Bewohner in dunkelblaue Schattengeflechte, doch es sollte wohl noch viel düsterer und kälter für sie werden.

Der Himmel färbte sich in dem wunderschönen Rot, das sie an ein Gemälde erinnerte. Helle Wolken und die Strahlen der Sonne durchzogen ihn wie eine Maserung. Wenn sie untergegangen war, dauerte ihre Schicht noch drei Stunden an, bis der frühe Abend hereinzog, die milde Luft ein wenig abkühlte und den Menschen Erfrischung brachte. Der See brachte eine Mischung aus Salz und den Geruch von Lindenblüten heran. Die Straße war erfüllt vom geschäftigen Treiben der Leute und der kleinen Cafés, die jedem eine Erholungsoase boten, die von ihrem Shoppingtrip kamen. An ihr Ohr drang das fröhliche Geplapper der Menschen, das sie glücklich machte. Der Job raubte ihr manchmal ihre Energie, abends nach der Uni in die knappe Kellnerinnenuniform zu schlüpfen und sich die Füße wundzulaufen, um die Gäste zu bedienen. Doch er sorgte dafür, dass sie ihr Medizinstudium fortsetzen und ihre Eltern stolz machen konnte. Sie hatten hohe Erwartungen an sie gestellt, als sie ihre Tochter nach Deutschland ziehen ließen, um ihr die Zukunftsperspektive zu bieten, die sie selbst in ihrem kleinen Herkunftsdorf in Serbien nie ergreifen hätte können.

An Tisch drei saß ein Anzugträger. Um sein Handgelenk trug er eine Rolex. Scheitelfrisur, wie geleckt.

„Guten Tag. Was darf ich Ihnen bringen?“ Sie lächelte freundlich. Ehrlich. Die Arbeit als Kellnerin bereitete ihr Freude, der tägliche Kontakt mit den Menschen.

„Welchen Wein können Sie mir denn empfehlen?“ Sein Blick war etwas abweisend, als würde er an

ihr vorbeisehen. Solche Menschen gab es, die sie auf diese Art und Weise musterten. Vielleicht lag es an ihren blond gefärbten Haaren, eventuell an der Schminke, womöglich an den Extensions. Er sprach, als ob er sich für adelig hielt. Darüber sollte sie sich nicht ärgern, das war schon fast etwas belustigend. Diese Typen waren ihr lieber als ihr Stammgast, das Ekelpaket, der den hübschen Kellnerinnen an den Hintern fasste, sie mit glasigem Blick ansah und anzügliche Sprüche fallen ließ.

„Unsere Auswahl ist leider etwas beschränkt.“ Wollte er sie etwa testen? Sie lächelte verlegen.

„Sicher haben Sie zumindest einen Pinot Noir?“ Der Mann legte die Karte zur Seite und seine Stimme war ebenso abgehoben-arrogant wie seine gesamte Erscheinung.

Puh, Erleichterung. „Ja“, bestätigte sie.

„Ein lokales Weingut?“ Um seine Worte zu untermalen, strich er sich über seinen blauen Sakko, als wollte er ihr den edlen Stoff unter die Nase reiben.

Sie musste sich ein Kichern verkneifen und beteuerte mit süßer Ironie, dass sie dem Gentleman das edle Schlückchen sofort bringen würde.

Man gönnte ihr eine kleine Pause und sie versuchte sich etwas aus den Satzbrocken der sich angeregt unterhaltenden Freundinnen am Nebentisch zusammenzureimen, stellte aber nur fest, dass eine von ihnen verlassen wurde. In ihrem Kopf spann sich die Geschichte der verlassenen weiter. Eben noch den Tag genossen, erschien im nächsten Moment dieser schmierige Idiot. Da er sich bereits zwei Wochen nicht mehr hatte sehen lassen, hatte sie gehofft, dass ihm der Spaß daran vergangen war. Eigentlich beurteilte sie die Menschen nicht nach ihrem äußeren Erscheinungsbild, doch das Ekelpaket war einer dieser klischeehaften Proleten mit ständiger Bierfahne und überzogenem, pöbelhaftem Gehabe. Wenn sie ihn sah, schauderte es ihr.

Es würde sie Überwindung kosten, an den Tisch des Anzugsträgers zu treten, der nur wenige Meter von dem Idioten entfernt war, und ihm den Pinot Noir zu bringen.

„Aleksija, Schatz.“ Die sanfte Stimme ihrer Freundin riss sie aus ihren Gedanken. „Heute brauchst du dich nicht mit dem rumschlagen.“ Ihr typisches, schalkhaftes Lächeln, zauberte auch ihr ein Strahlen ins Gesicht.

Karin, die Süße, die Freundin, auf die immer Verlass war, brachte erstmal den Wein und kam dann an den ekligen Typen heran. In ihren Augen lag der Schelm, doch sie riss sich am Riemen und fragte mit ihrer gelernten Kellnerinnenstimme. „Was darf ich Ihnen bringen, mein Herr?“

Er rückte an sie heran und sah von der Karte auf. „Na Kleine, willst nicht mit mir...“

„Kleine?“ Lachen. „Die Kleine ist größer als Sie.“

„Oho, eine mit Pepp.“ Die arme Karin, wahrscheinlich schlug ihr eben die Fahne entgegen, die er immer mit sich brachte und schon andere Kunden vergrämt hatte.

Zuerst das Augenbrauenhochziehen, dann ließ sie langsam das Klemmbrett mit dem Stift sinken und zeigte ihm, dass sie bereit war diese Konfrontation zum Schluss durchzuziehen. „So?“

„Die mit Pepp, die mag ich.“ Er lächelte und zeigte seine ungepflegten, hässlichen Zähne.

„Auch die ohne sind schwer abzukriegen.“ Ein Augenzwinkern, ein freundlicher, unschuldiger Augenaufschlag, als hätte sie ihm nie einen Seitenhieb verpasst.

„Du denkst also, dass ich keine abkriege, Schnecke?“

„Tut mir leid, mein Herr. Ich würde Sie bitten, dass wir uns nicht duzen und für ein Weichtier halte ich mich auch nicht.“ Dann wandte sie sich wieder dem Stift zu. „Darf ich annehmen, dass ich Ihnen ein Bier bringen darf?“

„Wie kommst da drauf?“

Aleksija versteckte ihr Lachen in ihrer Faust, als ihre Freundin schlussendlich seine Bestellung aufschrieb, die er nie aufgegeben hatte. „Ich habe ein natürliches Gespür für die kulinarischen Vorlieben der Menschen.“ Dem arroganten Anzugträger ließ Karin einen kurzen Blick zukommen.

„Manche Halbstarke am Abend bestellen am Abend mit einem breiten Grinsen einen „Sex On The Beach“, das kann man auch schon vom Weiten riechen.“

Sie sah wie seine Kiefer knirschten, dann sprang der Mann auf. „Mach mich nicht frech an,

Miststück.“

Zuerst zuckte sie zusammen, trat einen Schritt zurück und fasste sich wieder. „Jetzt hör du mal zu.“ Karin fauchte ihn beinahe an. „Dieses Miststück, die anderen Schnecken und Kleinen auch, hab‘n es satt, dass du uns andauernd anmachst.“ Sie fing sich wieder. „Verlassen Sie unser Lokal, bitte.“ Auf die Frage ihres Chefs, der an Aleksija herangetreten war, hin, was vorgefallen war, sorgte er selbst dafür, dass der Ekeltyp das Lokal verließ.

Ihr schönes Lokal am See mit dem Sonnenuntergang im Hintergrund, das nicht nur zeitraubend nach der Uni war, sondern auch ihre persönliche Erholungsinsel, von der aus man mit einem Cocktail in der Hand nach einer langen Schicht und unter Mädchengesprächen das Wunder der Natur bewundern konnte.

Abgabe 21 – Veränderung

Orion spähte über die Brustwehr und versuchte, das gegnerische Heer zu erfassen. Die weite, grasbedeckte Ebene, deren Horizont sonst weit entfernt schien, war nun beinahe lückenlos bedeckt von feindlichen Soldaten. Es waren so furchtbar viele... Sollten sie sich entscheiden, die Hauptstadt des Reiches anzugreifen, dessen war sich Orion sicher, hätten die Verteidiger keine Chance auf einen Sieg. Doch so leicht würden sie nicht weichen, eingeschüchtert von der bloßen Gewaltigkeit der Armee!

Von dieser löste sich nun eine erste Kolonne, bereit, die Festungsmauern zu erstürmen und jeden zu töten, der sich dahinter verbarg. Orion warf einen Blick zu seinem Hauptmann, der die Hand hob. Wie alle anderen Bogenschützen zückte Orion einen Pfeil, legte ihn auf die Bogensehne und spannte diese. Auf ein weiteres Zeichen zischten hunderte der tödlichen Geschosse auf die herannahende Kompanie zu, einige fanden ihr Ziel. Mit grimmiger Schadenfreude erkannte Orion, dass auch er getroffen hatte.

Im nächsten Moment verflog sein Grinsen, als unter der Mauer Armbrüste angelegt wurden. Eiserne Bolzen flitzten herbei. Um nicht von ihnen verletzt zu werden, verbarg sich Orion hinter einer Mauerzinne.

Sobald er meinte, wieder sicher zu sein, trat er aus seiner Deckung hervor. Die kleine Gruppe Feinde, die nach Überlebenden suchten, war weitergezogen und hinter Bäumen verschwunden. Orion stutzte. Bäume? Ein Wald? Hatte er nicht eben noch auf einer Mauer gestanden, nur in Schussnähe zum Gegner? Verwundert stellte er fest, dass sich nicht nur seine Umgebung massiv verändert hatte: Auch sein Langbogen war einem mächtigen Beidhänder gewichen. Statt eines stählernen Harnisches trug er ein Kettenhemd, das ihn in seiner Bewegungsfreiheit nicht beeinträchtigte.

Plötzlich vernahm er ein hölzernes Knacken hinter sich. Orion wirbelte herum – ein Soldat war aus dem Unterholz getreten, holte nun mit seinem Schwert aus, um den Krieger anzugreifen. Im ersten Moment überkam Orion Panik – er war Bogenschütze, kein Nahkämpfer. Mit einem Schwert umzugehen hatte er nie gelernt.

Zu seiner Überraschung jedoch reagierte sein Körper selbstständig: Mit einer fließenden Bewegung hob er die Waffe mit der fast mannslangen Klinge und parierte. Unter dem nächsten Schlag tauchte er geschickt hindurch, rammte die Spitze des Beidhänders dem Soldaten in die Bauchgegend. Mit einem befriedigenden Ächzen brach Orions Gegner zusammen, sein Blick glitt in die Ferne und verlor sich im Nichts.

Orion trat zurück, die Schwertklinge voll Blut. Das war die richtige Art des Kämpfens! Seinem Gegner in die Augen zu blicken, während in ihnen das Lebenslicht erlosch.

Verwirrt schüttelte Orion den Kopf. Was waren das für Gedanken? Woher hatte er diese unglaubliche Fertigkeit, das Schwert zu führen? Ihm schien, als habe er nie etwas anderes getan, als Mann gegen Mann zu kämpfen. Doch bis eben noch hatte er Pfeile von einer Festungsmauer abgeschossen, ohne je eine Stichwaffe in der Hand gehabt zu haben, die größer als ein Brotmesser

war.

Das war jetzt ohnehin unwichtig, entschied Orion. Diesen seltsamen Vorgängen konnte er sich auch später widmen, wenn er den Heerführer der gegnerischen Armee gefunden hatte. Nagard war schuld am Tod seiner Familie, hatten seine Soldaten doch auf seinen Befehl in allen Dörfern auf ihrem Weg gebrandschatzt und gemordet. Auch Orions Eltern, seine Schwester und drei Brüder hatten sich unter den Toten befunden. Das würde er Nagard nie verzeihen! Orion stapfte wütend durch den Wald, achtete nicht auf seine Deckung, schlug mit dem Schwert seines Vaters nach Ästen.

Allerdings, musste er erkennen und blieb nachdenklich stehen, war seine Familie doch am Leben. Dachte er zumindest. Plötzlich waren da völlig neue Erinnerungen in seinem Kopf, die mit denen zuvor zum Teil in Widerspruch standen. Anscheinend fing er an, den Verstand zu verlieren!

Ein ohrenbetäubendes Brüllen schreckte Orion aus seinen Gedanken auf, und er hielt Ausschau nach der Quelle des Lärms. Wie aus dem Nichts, so kam es Orion vor, war am Himmel ein monströses Ungetüm aufgetaucht, das mit seinen gewaltigen Schwingen die Kronen der Bäume zum Tanzen brachte. Rubinrote Schuppen auf dem Rücken, aquamarinblaue an der Unterseite überzogen den mächtigen Leib. Wieder stieß das Ungeheuer ein markerschütterndes Brüllen aus, begleitet von einem lodernden Flammenstrahl. Ein Drache!

Die riesige Flugechse zog vorbei und trieb in einem anderen Waldgebiet ihr Unwesen. Auch wenn Orion sich sicher war, noch nie einem Drachen begegnet zu sein, gesellte sich seinem Sammelsurium an neuen Erinnerungen ein weiteres Fundstück hinzu. Er entsann sich eines Tages, an dem er einen Drachen getötet hatte. Einen kleineren zwar als das jetzige Exemplar, doch seine Kenntnisse über die Schwachstellen dieser Monster ließen sich auch darauf übertragen.

Vorausgesetzt natürlich, er war überhaupt noch bei Verstand. Denn wie ließ sich sonst seine zweite Vergangenheit erklären, die seine vorige verdrängte?

Das Geräusch schwerer Schritte erklang, und er suchte hinter einem Strauch Deckung. Einer Überzahl nicht im Kampf gegenüberzutreten, stellte sich als klug heraus: Drei Gestalten trampelten an ihm vorbei, nur entfernt menschlich. Auch sie gingen auf zwei Beinen, die allerdings zwei statt einem Knie aufwiesen. Ihre krummen Körper waren in dicke Felle gekleidet, die wohl eine Rüstung ersetzen sollten; statt Schwertern schleppten sie schwere Keulen. Ihre Gesichter waren von solch exorbitanter Hässlichkeit, als seien die Wesen einem Alptraum entstiegen.

Was Orion an ihnen am meisten wunderte, war, dass er sich überhaupt nicht darüber wunderte, dass sie vorher noch Menschen gewesen waren. Das Heer seiner Gegner hatte schon immer aus Skros bestanden. Ihren Heerführer N'grrd zu finden und zu töten, hatte er sich zur Lebensaufgabe gemacht. Orion lief in die Richtung, aus der der Trupp gekommen war. Vielleicht würde er den Mörder seiner Familie dort irgendwo finden.

Und vielleicht auch eine Antwort darauf, was hier eigentlich vor sich ging.

Auf seinem Weg begegneten ihm keine weiteren Skros mehr. Der Drache brüllte immer mal wieder und setzte Bäume in Brand, jedoch in ungefährlicher Entfernung. Irgendwann erreichte der Krieger eine Lichtung. Gewöhnt an den Halbschatten des Waldes, jetzt geblendet von hellem Sonnenlicht, wagte Orion sich nur langsam auf den baumfreien Bereich hinaus. Ihm gegenüber verließ eine Gruppe Skros gerade die Lichtung, die einen ihrer Kameraden von allen Seiten flankierte, der mindestens zwei Köpfe größer war als sie.

Das konnte nur N'grrd sein! Endlich hatte Orion ihn gefunden, die Zeit der Rache war gekommen! Entschlossen trat er auf die Lichtung und holte Luft, um den Namen des Heerführers zu rufen und ihn herauszufordern. Doch ihm blieb der Schrei im Halse stecken, als er eines Skros gewahr wurde, der mit trampelndem Schritt auf ihn zulief. Wie war das möglich? Dort, von wo die Kreatur herkam, hatte Orion vorhin nichts und niemanden gesehen!

Zum Kampf bereit erhob er den Beidhänder. Doch Orions vorige bemerkenswerte Wendigkeit schien nachgelassen zu haben, denn er wich den Keulenschlägen des Skros viel ungeschickter aus, als er sich nach dem Kampf gegen den menschlichen Soldaten zugetraut hätte. Aber diesen Kampf hatte es ja sowieso nicht gegeben, waren seine Gegner doch allesamt Skros.

Seine Verwirrung über seine Situation und seine Erinnerungen steigerte sich immer mehr, sodass Orion sich davon ablenken ließ. Dies nutzte sein Kontrahent und schlug ihm mit einem machtvollen

Hieb seiner Keule die Waffe aus der Hand. Orion ging in die Knie und hielt sich den schmerzenden Schwertarm. Noch einmal holte der Skro aus. Seinem hilflosen Opfer blieb nichts anderes übrig, als dem sicheren Untergang entgegenzusehen. Nun würde er seine Rache doch nicht bekommen... Die Keule traf ihn an der Schläfe. Binnen einer Sekunde hüllte sich Orions Welt in Schwärze.

Ich blickte von meinem Bildschirm auf, zum ersten Mal nach dem gefühlt ewig dauernden Schreibfluss. Meine Finger waren nur so über die Tastatur geflogen, und die Gedanken hatten sich schneller in meinem Kopf festgesetzt, als die Buchstaben auf dem weißen Dokument erscheinen konnten. Doch nach dem letzten Punkt, als hätte ich damit die falsche Entscheidung getroffen, war plötzlich alles so leer in meinem Gehirn. Der Anfang war vielversprechend gewesen, beginnend an der wohl spannendsten Szene, als der Protagonist endlich die lang ersehnte Schlacht bestreiten durfte. Warum wollte es also partout nicht weitergehen?

Ich scrollte zum Anfang, überflog die eben verfassten Passagen auf der Suche nach einer Schwachstelle, einer Ungereimtheit, die alles zunichtemachte. Ich hatte schon die grobe Richtung im Kopf: Orion, mein strahlender junger Stern am Heldenhimmel, würde in wenigen Absätzen einen Pfeil auf den Heerführer seiner Feinde schießen und...

Natürlich, genau daran haperte es. Jeder Idiot konnte einen Schuss abgeben und den Gegner aus der sicheren Distanz damit erledigen, aber wo blieb da der Reiz? Das Adrenalin eines echten Kampfes, oder noch besser, ein Kräftemessen Mann gegen Mann, das fehlte hier. Das war bei Weitem interessanter. Doch wie sollte der Endgegner überhaupt den ganzen Weg bis zu Orion schaffen, damit sie sich in einem epischen Duell gegenüberstehen konnten? Viel zu weit hergeholt, dass er ihn erreichen würde, während alle in Alarmbereitschaft waren.

Sicher wäre ein anderer Ort dafür angebrachter, etwa der Marktplatz oder ein Wald. Ja, das war es. Überall Bäume und Verstecke, knackendes Unterholz und Feinde hinter jeder Pflanze. Und da Bögen beim Nahkampf so gut wie nutzlos waren, brauchte mein Charakter eine andere Waffe. Das Schwert seines verstorbenen Vaters etwa, mit dem er jahrelang trainiert hatte, um Gerechtigkeit zu verüben, am besten noch imposant in einer Kampfszene zur Schau gestellt. Was konnte einen Menschen zu einem besseren Krieger machen als der Durst nach Vergeltung? Wie hätte ich Orion auch glaubhaft als einen talentierten und willensstarken Kämpfer beschreiben können, ohne ein Ziel, eine Lebensaufgabe, die seine Handlungen rechtfertigte? Eine Familie, der er während ihrer letzten Atemzüge den Tod ihres Mörders geschworen hatte, konnte man kaum toppen. Der Teil gehörte ganz dringend geändert.

Aber sollte er jetzt schon auf seinen erwählten Erzfeind treffen? Die Story war doch noch so jung, es gab noch so viele mögliche Gefahren und Steine, die man ihm in den Weg legen konnte. Nein, da musste noch etwas her, etwas Gefährliches, etwas... das mir beim besten Willen nicht einfallen wollte. Alle Gedankenblitze waren für die Katz, ich konnte mir einfach keinen würdigen Gegner vorstellen.

Abwesend kramte ich in der Süßigkeitentüte herum, in der Hoffnung, dass der Zucker meine Kreativität ankurbeln würde. Neugierig besah ich mir, auf welches Gummitier meine Wahl gefallen war. Zugegeben, die Farben waren sonderbar, aber die riesigen Flugechsen faszinierten die Menschen schon seit Jahrhunderten. Außerdem konnte die Geschichte ruhig einen Touch Fantasy vertragen. Warum normale Menschen als Gegner, wenn andere Wesen einem beim bloßen Ansehen das Fürchten lehrten?

Ich durchforstete mein Gedächtnis nach allerlei Möglichkeiten, ließ sie vor meinem inneren Auge Form annehmen, bevor ich sie auf das virtuelle Papier bannte. Die Skros würden Orion alles abverlangen, was sein Training über die Jahre an Fähigkeiten hervorgebracht hatte, würden ihn in den schwersten Kampf verwickeln, den es je gegeben hatte - und ihn höchstwahrscheinlich töten. Was hatte ich mir nur dabei gedacht, ihm gleichzeitig einen Drachen und die blutrünstigen Kreaturen auf den Hals zu jagen? Und selbst wenn er siegreich daraus hervorging, würden die Verletzungen Wochen zum Heilen brauchen, und so weit hinauszögern wollte ich das Ende nicht. Eine Konfrontation mit N'grrd war langsam mehr als angebracht. Außerdem war das Kapitel bereits beachtlich lang und die Nacht brach schon herein. Wäre es nicht besser, an dieser Stelle einen

Cliffhanger einzubauen und die Leser noch etwas zappeln zu lassen, was das Schicksal ihres Helden anbelangte?

Ich würde Orion erst ganz nah an seinen Erzfeind herantreten lassen und dann – bäm!- würde aus dem Nichts einer der Handlanger ihn niederstrecken und als Kriegsgefangenen nehmen. Wer mochte schon einen Helden, der immer gewann und sofort bekam, was er wollte? Ein letzter Kampf um Ehre und Macht in der Finsternen Festung, darauf würde es hinauslaufen. Oder war das zu vorhersehbar? Alle Geschichten, die ich bisher gelesen hatte, endeten mit dem erwarteten Friede-Freude-Eierkuchen. Und waren es nicht die alle Regeln brechenden Werke, die dem Leser noch lange im Gedächtnis blieben? Besonders die Norm, dass der Held immer überleben musste, wurde doch langsam langweilig.

Ein letztes Lächeln schlich sich auf mein Gesicht, kurz bevor ich den Computer herunterfuhr. Der Bildschirm wurde schwarz. Wie diese Geschichte enden würde, wusste nur ich allein.

Abgabe 22 - Der Tod der letzten Prinzessin

Ein halbes Dutzend Männer, bewaffnet mit Bögen, Dolchen und Schwertern, hatte sich in einer dunklen, schmalen Gasse aufgestellt. Über den hohen Dächern glänzte die Mittagssonne hinab, doch nur wenige Sonnenstrahlen fanden ihren Weg durch das Gewirr aus Stroh und Ziegeln hinab zu ihnen. Die Schützen trugen allesamt Jagdbekleidung, die mit einer dunklen Kapuze versehen war. Sandor war einer von ihnen. Und er war unausgeschlafen.

»Männer, jetzt ist es soweit«, kündigte Meister Arthur an, der in der Mitte stand. »Heute setzen wir einen Pfeil tief in die Brust des ersten Ministers. Ach so hoch wird er über uns, dem Volk, stehen, wenn er tot im Graben liegt und die Krähen sich an seinen Überresten laben!«

Einige drückten verhalten ihre Zustimmung aus; Sandor kaute auf seinen trockenen Lippen herum.

»Los, auf die Dächer«, befahl Meister Arthur, »und ihr schießt nicht, bis ich mein Zeichen gebe! Sandor!«, herrschte er diesen an, als er den anderen folgen wollte. Er drehte sich um; sein Kamerad Alister tat es ihm gleich.

»Du kommst erst später nach, weißt du nicht mehr?«, erinnerte ihn Alister. »Eine Runde auf dem Marktplatz musst du drehen. Sieh zu, dass die Luft rein ist. Gib mir deine Ausrüstung, ich nehme sie für dich mit. Auf der Straße würdest du damit nur auffallen. Keine Sorge, wir zeigen es diesem Pack!«, sagte Alister grinsend und wirbelte herum, um die anderen einzuholen.

»Heute dürfen wir uns keine Patzer erlauben«, mahnte der Meister ehrfurchtgebietend und Sandor drehte sich in Richtung des großen, hell erleuchteten Marktplatzes um.

Während Sandor seinen Weg durch das bunte Treiben des Fests zum Geburtstag der Prinzessin bahnte, wurde ihm klar, dass ihm die allgemeine Stimmung bestimmt gefallen hätte, wäre er nicht so schrecklich aufgeregt gewesen angesichts dessen, was noch kommen würde. Jetzt kam es ihm jedoch fast so vor, als würden sich die anderen Städter mit ihrer unbesorgten und ausgelassenen Art über ihn lustig machen.

»Stimmt es, dass der Minister die Prinzessin begleiten wird?«, vernahm er die Stimme eines Kindes zu seiner Linken. Sandor drehte sich um und erblickte ein kleines Mädchen von vielleicht sieben Jahren, das von einem jungen Mann an der Hand gehalten wurde. Sandor starrte das Mädchen länger an, als er vorgehabt hatte. Das alte Bild seiner lachenden kleinen Schwester brannte sich in seine Gedanken.

»Ja, wahrscheinlich wird er das«, antwortete der Junge, der wohl ihr älterer Bruder war, »Er verfolgt sie ja immer auf Schritt und Tritt, sobald sie die Residenz verlässt.«

Wahrscheinlich?, dachte Sandor und ließ seinen Blick durch die Menge schweifen. Nein, der Minister würde ganz bestimmt hier sein.

»Der Minister wird ganz bestimmt hier sein!«, hörte Nora einen Händler von seinem Stand aus rufen, als sie daran vorbeischnitt. Sie grinste in die Menge, konnte ihre Aufregung kaum in ihrer

Brust behalten, und das obwohl ein fester Plattenpanzer diese verbarg. Sie atmete die heiße Sommerluft, die ihr um die Nase wehte, roch das Gemüse, spürte die Sonne und die Fröhlichkeit der Menschen, die überall heruntanzten. Nora fühlte sich wohl, an diesem wundervollen Tag das Wappen der Königsfamilie auf dem Schild vorzeigen zu dürfen, das momentan ihren Rücken zierte. Jeden Moment würde Prinzessin Meryl in die Menge schreiten.

»Erst gestern hat er mir angekündigt, heute wieder vorbeizukommen und den Beitrag für die Verwaltung zu kassieren«, erklärte der Händler verbittert. »Meine Kinder sind am verhungern, meine Pferde schon halb tot. Jemand muss dem Treiben des Ministers Einhalt gebieten!«

»Also wirklich, es ist ein Festtag. Lassen wir uns den nicht auch noch vom Minister verderben! Immerhin können wir die Prinzessin hautnah erleben!«, rief eine dickliche Frau, die sich zwischen das Geschehen drängte.

»Der Unmut im Volk wird immer größer«, murmelte Kendra, eine weitere Leibwache, in Noras Ohr. Erschrocken drehte sich die junge Soldatin um und blickte in das Gesicht ihrer Gefährtin, die im Militär einen um einiges höheren Rang innehielt als Nora selbst, sodass sie eine goldene Rüstung tragen durfte. »Der erste Minister hängt Kinder für Diebstahl und treibt die Steuern ins Unermessliche. Wenn du still ins Volk hörst, dann wummern die Klänge der Veränderung. Ob es wirklich eine gute Idee ist, die Prinzessin herzulassen?«

»Ich bitte dich«, winkte Nora ab. »Das Volk liebt Prinzessin Meryl, und das völlig zurecht. Sie ist ein Symbol der Hoffnung. Und sie bestand darauf, sich den Menschen zu zeigen, als Zeichen gegen den Hass. Wir sollten uns wohl eher Sorgen um den ersten Minister machen.«

»Hm«, brummte Kendra zynisch, aber mit gedämpfter Stimme. »Ich weiß nicht, ob dieser Mann unsere Sorge verdient hat. Wie auch immer, los komm, wir müssen zur Prinzessin!«

Auf einmal fing die Menge an zu jubeln und alle Köpfe drehten sich in Richtung Hauptstraße. Die königliche Kutsche fuhr ein. Sandor sah die Prinzessin und den Ersten Minister und zählte fünf, nein, sechs Wachen. Während alle Blicke der Prinzessin galten, drängte sich Sandor zurück durch die Menschenmenge, um zu seiner Schussposition zu gelangen.

»Beeilung, Sandor!«, rief Alister mit unterdrückter Stimme. Einen Augenblick später kauerten sie beide auf dem Hausdach schräg gegenüber der Hauptstraße. Die anderen Bogenschützen waren auf den Dächern um den Markplatz herum verteilt. Sandor sollte nach Meister Arthur suchen, um sein Signal wahrnehmen zu können, aber er hatte nur den Minister im Blick. Trotz der großen Distanz und obwohl er nicht einmal in Sandors Richtung blickte, schien ihn sein verhasstes Gesicht hämisch anzugrinsen.

»Auf der anderen Seite«, half ihm Alister, »zwei Häuser rechts von der Kirche.«

Sandor nickte dankend, als er den Meister gefunden hatte. Er fuhr mit der Hand hinter seinen Rücken und nahm einen Pfeil aus dem Köcher.

»Heute ist ein guter Tag«, sagte Alister.

Die Musik wurde lauter, als die Prinzessin aus der Kutsche stieg und auf die feiernden Leute zuging, begleitet von ihren Wachen. Der Minister blieb in der Kutsche sitzen, ungeschützt.

»Anna, das ist für dich«, flüsterte Sandor.

»Anna?«, fragte Alister. »Deine kleine Schwester?«

Sandor setzte den Pfeil an und spannte die Sehne. »Für einen Apfel«, sagte er verbittert. Er kämpfte damit, seine Tränen zurückzuhalten. »Sie musste sterben, weil sie einen Apfel gestohlen hat.«

In diesem Moment hob Meister Arthur die Hand und gab damit das Signal zum Schießen.

»Wir werden ein Zeichen setzen«, verkündete Alister. »Wir säubern die Welt vom königlichen Abschaum!«

Sechs Pfeile segelten gleichzeitig durch die Luft. Zwei Pfeile trafen den Boden, ein Pfeil blieb im Geländer der Kutsche stecken und ein anderer im Fuß einer Wache. Sandors Pfeil fand sein Ziel im Hals des Ministers.

Alisters Pfeil steckte im ungeschützten Unterleib der Prinzessin.

Noras Frohmut splitterte wie ein vom Schwert zerschlagener Glaspalast, während das Blut aus dem Bauch der Prinzessin auf ihren Plattenpanzer spritzte. Sofort handelten die Wachen, drängten die Menschen zurück, die schreiend auseinander stoben, während Nora instinktiv vor das Geburtstagskind sprang, um es zu schützen. Dieses blickte ihr erschüttert in die Augen, bis ein kleines Rinnsal Blutes aus ihren Lippen sickerte. Aus dem Augenwinkel erkannte die Soldatin, dass für den ersten Minister jede Rettung zu spät kam, denn er sackte leblos seitwärts aus der Kutsche. Indes warfen die Wachen Rauchbomben herab, um weitere Angriffe von Scharfschützen zu verhindern und ein Entrinnen aus der Menschenmenge zu ermöglichen.

»Hier entlang!«, hörte sie Kendra schreien. Nora keuchte, schloss die Prinzessin in ihre Arme und floh, gemeinsam mit den anderen im Schutz des dichten Rauchs in eine dunkle Gasse am Rande der Menschenmenge.

Schreie untermalten die ehemalige Festtagsatmosphäre, Musiker hatten ihr Spiel beendet. »Wo bleibt der Doktor?!«, rief eine der Wachen, doch Nora konnte den Ruf nicht zuordnen. Stattdessen beugte sie sich über das unglückselige Mädchen in ihren Armen, das stöhnend und schwitzend um Atem rang.

»Diese verdammten Taugenichtse«, rief ein Offizier, »Los! Die Hälfte von euch sucht nach den Tätern! Die anderen bleiben hier und verteidigen die Prinzessin!«

Ein Mann riss die Kleidung der Prinzessin um die Wunde herum auf, um blutungsstillende Umschläge aufzulegen, dann rief er: »Haltet sie gut fest, Wache! Ich muss den Pfeil herausnehmen, doch das wird die Blutung stärken. Sie darf sich nicht zu sehr bewegen!«

Nora nickte und schloss die Prinzessin noch weiter in ihre Umarmung ein. Kaum hatte der Doktor den Pfeil gelöst und herausgezogen, kippte er eine Flasche Brandy über die Wunde, sodass die Prinzessin begann, laut zu schreien, während mehrere Hände dicke, weiße Umschläge auf das Einschussloch drückten.

»Nora!«, hörte sie Kendras Stimme hinter sich, »wir brauchen eine flinke Kämpferin, ich denke wir haben ein paar der Attentäter! Komm schnell!«

Die junge Soldatin sah sich einen Moment lang in einer Zwickmühle, bis eine andere Wache sich an ihre Seite stellte. »Keine Sorge, ich halte sie. Geht!«

Nora lockerte ihren Griff kurz, blickte ins Antlitz der Prinzessin und erschrak angesichts ihrer aschfahlen, kreideweißen Haut. Instinktiv verstärkte sie die Umklammerung wieder. »Es ... sie ... es geht zu Ende«, flüsterte Nora leise, als sie den Puls langsam schwinden spürte.

Als Sandor realisierte, was passiert war, verschwand noch in derselben Sekunde jegliche Freude, die er angesichts des Todes des Ministers empfunden hatte. Er ließ alle Vorsicht außer Acht und richtete sich auf, sichtbar für jeden, der zufällig einen Blick auf das Dach warf. Sein Blick wechselte mehrmals zwischen dem Chaos auf dem Marktplatz und dem grinsenden Alister hin und her.

»Warum?«, fragte Sandor ausdruckslos. Alister hatte bewusst auf die Prinzessin gezielt, dessen war er sich sicher.

»Weil es getan werden musste«, antwortete Alister ruhig. Ungläubig sah Sandor mit an, wie er anfang zu lachen. »Das Königshaus bringt genauso unaufhörlich korrupte Minister hervor wie ein verendeter Hase Maden!«

»Die Königsfamilie besteht aus gerechten Herrschern, denen das Wohlergehen ihres Volkes am Herzen liegt« entgegnete Sandor. »Der König ist nicht die Quelle der Korruption, sondern niederträchtige Hunde wie der erste Minister!«

»Der Minister war lediglich ein Symptom«, erwiderte Alister herablassend. »Das Übel muss man an der Wurzel packen! Und ich bin nicht der einzige, der so denkt, hör dich um in der Stadt! Und überhaupt, wo war dein ach so gütiger König, als deine arme Schwester gehängt wurde?«,

»Sie war unschuldig«, murmelte Sandor und setzte einen Pfeil an die Bogensehne. »Die Prinzessin war unschuldig!«, brüllte er, doch sein ehemaliger Kamerad hatte sich bereits über die Kante des

Daches geschwungen. Als er unversehrt auf dem Boden aufkam, trat hinter einer Ecke plötzlich eine Wache mit goldener Rüstung hervor und versperrte ihm den Weg. Alister zückte instinktiv seinen Dolch, doch er war zu langsam; die Wache hatte bereits mit ihrer Waffe ausgeholt. Das silberne Langschwert blitzte auf und grub sich tief in sein linkes Schulterblatt. Als er benommen auf seine Knie fiel, stach ihm die Wache in den Brustkorb, und der Pflasterboden färbte sich rot.

»Ich glaube, der Verband hält«, erklärte der Doktor fassungslos und blickte Nora mit einem angestrengten Blick schwitzend entgegen. Er keuchte schwer und schien die Erleichterung, die in seinen Worten mitklang, selbst kaum fassen zu können.

Nora legte ihre Hand auf Meryls Brust. Sie atmete stoßhaft auf, als sie einen schwachen Herzschlag spürte. »Das ist unglaublich«, flüsterte sie, »das ist unfassbar! Die Prinzessin wird überleben!«

»Nein, das wird sie nicht«, ertönte eine scharfe, einschneidende Stimme, die den Doktor, Nora und die beiden verliebenden Wachen zusammenzucken ließen.

Nora brauchte eine Sekunde, um die Stimme Kendra zuzuordnen. Sie drehte sich erschrocken um und sah die Soldatin mit blutverschmierter Rüstung und einem in rot getränkten Schwert hinter ihnen stehen. Eine Schweißperle lief an Noras Stirn hinab.

»Dies ist der Tag, an dem die Prinzessin starb«, fügte sie mit einer kühlen Stimme hinzu. »Das werden wir den Menschen sagen.«

»Du willst ihr Überleben vertuschen?«, fragte Nora ungläubig, während sie versuchte, dem festen Blick ihrer Gefährtin standzuhalten.

»Wir bringen Meryl weit weg. Niemand darf jemals erfahren, dass sie lebt, so wahr mit Gott helfe! Der erste Minister ist tot, die Königsfamilie wird abtauchen. Es ist Zeit, dass jemand neues die Gefüge dieses Landes in die Hand nimmt, jemand, der mit Barmherzigkeit und Mut voranschreitet!«

»Und wer soll das tun, törrichte Frau?!«, rief der Doktor ihr aufgebracht entgegen, »Niemals lasse ich zu, dass einer dieser widerlichen Revolutionisten dieses Land in Schutt und Asche legt!«

Er spuckte verächtlich auf den Boden.

»Wenn es niemand tut ...«, entgegenete Kendra entschieden, »... dann tue ich es!«

Abgabe 23 - Tanz mit dem Leben

Der Duft von warmen Maronen breitete sich zwischen den einzelnen Ständen aus, während der kalte Herbstwind den Besuchern des Marktes um die Ohren sauste. In den Straßen tummelten sich die Menschenmassen, sodass unter der Schicht an Mänteln kaum mehr Raum für die Sicht auf das kleine Plätzchen gegeben war, an welchem eine kleine Gruppe von Schaustellern ihre Künste darbot. Wie Pinguine reihten sich Personen im Halbkreis aneinander, die Kleinen erhaschten ihre Sicht, indem sie sich durch den Wald aus Beinen schlängelten oder auf den Schultern ihrer Väter Posten bezogen.

In der Ruhe vor dem Sturm richteten allesamt ihren Blick auf jene Fläche, die von mehreren sandfarbenen Decken bedeckt und von zwei erloschenen Fackeln flankiert war. Auf dem Boden um die Stofftücher herum lagen einige Stäbe mit pechschwarzen Enden verstreut; eine der Decken war wie ein Kamelhöcker nach oben ausgewölbt, als schiene sich etwas darunter zu verstecken. An einer Hauswand lehnte sich ein alter Mann mit zerrissenen Klamotten an. Der Schmutz des letzten Regens und der Dreck der Straßen zierte seine Schuhe und seine Fäuste drückte er fest auf eine Trommel, vollkommen erstarrt wartete er auf einen besonderen Moment.

Plötzlich öffneten sich seine Hände, deren Flächen im Takt auf das Instrument herabschlugen. Der Klang bahnte sich seine Wege bis in die letzten Reihen der Schaulustigen, der Boden bebte und die Luft knisterte vor Spannung. Auf einmal regte sich die Delle in der Decke. Mit einem heftigen Trommelschlag flog sie in die Höhe, landete einige Meter hinter dem Trommler und enthüllte die

junge Frau, welche darunter verborgen gelegen hatte. Mit ihren 24 Jahren war Mai wohl die jüngste Schaustellerin auf dem Markt, doch ihre Kunst beruhte schon immer darauf, mit Mut die Massen zu begeistern und damit etwas Geld von den Passanten für sich und ihren Vater zu erhaschen. Sie ging kurz in die Knie und der Klang der Trommeln stockte für einen Moment. Die junge Frau holte mit beiden Händen aus den Taschen ihrer dünnen Hose eine Streichholzschachtel hervor, aus der sie zwei Streichhölzer anzündete. Anschließend lehnte sie ihren Körper so weit nach hinten, dass einige die Angst packte, sie könnte sich ihre Knochen brechen. Doch die Show lief nach Plan, denn Mai warf die brennenden Streichhölzer zu den Fackeln, um diese zu entzünden. Nun war sie in ihrem Element. Sie brauchte keinen Ruhm, keinen Reichtum und kein Heim, sondern sie lebte mit dem, was das Schicksal ihr gab: die Kunst, mit dem Feuer zu spielen.

In diesem Moment öffnete sich eine Gasse inmitten der Zuschauermenge. Ein etwas in die Jahre gekommener Mann schob einen Rollstuhl durch die Schneise. In ihm saß ein Mädchen, dessen blonde Haare gewellt waren. Auf ihrem Schoß lag eine sorgfältig gefaltete Decke mit einem hellblauen Schottenkarmuster, auf der ihre Hände ruhten. Aufmerksam schaute sie dem akrobatischen Treiben auf dem Platz zu.

Einen Moment lang wurde das Gesicht des Mannes, der hinter dem Rollstuhl stand, kreidebleich. »Oh je, jetzt wird Klara sicherlich wieder neidisch«, dachte er sich in Befürchtung anstrengender Aufmunterungsversuche, die darauf mit Sicherheit wieder folgen würden. »Was muss die junge Dame auch bei einem schweren Autounfall so böse verletzt werden, dass sie jetzt den Rest ihres Lebens an diesen Stuhl gefesselt ist?« Ein Seufzer entfuhr dem Mann.

»Was hast du denn, Johann?«, fragte das gelähmte Mädchen, ohne ihren Blick von der Vorführung abzuwenden.

»Ach, es ist ... Klara, sind Sie sich sicher, dass Sie diese Aufführung ansehen möchten?«

»Ich weiß nicht ...« Ihre helle Stimme bekam einen betrübten Unterton. Sie beobachtete nun, wie die Feuertänzerin zwei der Stäbe vom Boden nahm und in die Flammen der Fackeln hielt. In einem gewaltigen Feuerball entzündeten sich die Stäbe. Klara zuckte erschrocken zurück. Wild ließ Mai die Stäbe kreisen, sodass es so aussah, als hätte sie zu ihren beiden Seiten zwei Feuerringe, die in der Luft schwebten. Frenetisches Getrommel setzte passend dazu wieder ein.

Mit einem lauten Schrei warf die Dompteurin der Flammen die beiden brennenden Stäbe in die Höhe, und fing sie nach einer Umdrehung ihrer selbst wieder auf. Das Publikum brach in einen begeisterten Applaus aus. Nur Klara blieb stumm.

Sie schaute sich die Show zwar aufmerksam an, aber innerlich konnte sie nicht mitjubeln. Dazu überkam sie ein viel zu großer Neid auf die Beweglichkeit der anderen. Wie gern wäre sie doch einfach aufgestanden und hätte sich zu dem treibenden Rhythmus der Trommelmusik bewegt, wie es Mai in diesem Moment tat. Klara blinzelte. Vor ihrem inneren Auge spielte sich jener schreckliche Unfall ab, der sie nicht nur ihrer Mutter, sondern auch ihrer Mobilität beraubt hatte. Die Momente nach dem fürchterlichen Knall waren ihr nur verschwommen in Erinnerung geblieben. Es war laut gewesen, kalt und nass vom strömenden Regen, und sie hatte ihre Beine nicht mehr spüren können. Seit dem Unfall waren Klara und ihr Vater noch enger aneinander gerückt. Liebevoll hatte er sich für seine Tochter aufgeopfert, bis ihm eine lange Dienstreise dazwischengekommen war. Seit diesem Zeitpunkt kümmerte sich der Familienbutler Johann rührend um die junge Rollstuhlinsassin, lehrte sie zu Hause den Schulstoff, den sie für ihr zartes Alter von sechzehn Jahren wissen musste und machte mit ihr auch regelmäßig Ausflüge, so wie heute. Jäh zerschnitt ein erneuter Schrei der Feuertänzerin Klaras Gedanken, sie zuckte zusammen.

Die junge Frau bemerkte die erstaunten Gesichter, deren Augen nur sie fixierten und an ihrer Kunst - ihrem ganzen Stolz - Freude fanden. Den Großteil ihrer Jugend hatte Mai mit hartem Training verbringen müssen, um später als Schaustellerin ihrer Familie aus der Armut zu helfen. Jetzt war jedoch nicht der rechte Moment, um in Gedanken umherzuirren. Ihr Blick schweifte kurz ab: Ihr Vater trommelte nur noch mit der Linken weiter, denn mit seiner Rechten griff er nach dem

schwarzen Hut auf seinem Kopf, welchen er daraufhin abnahm und vor sich warf. Die Show verlief im Weiteren sehr reibungslos; Mai fuhr mit Tanzeinlagen fort, die von einer Umdrehung und einem Satz in die Luft bis zur Königsdisziplin, dem Feuerspeien, reichten. Erneut schaute sie in der Hoffnung, einen gefüllten Hut vorzufinden, nach hinten, doch sie konnte nur in die enttäuschte Miene ihres Vaters blicken, denn seine schwarze Kopfbedeckung blieb bis auf zwei magere Münzen leer und wollte sich wohl in den nächsten Minuten auch nicht so schnell füllen. Die jahrelange Übung zahlte sich auf gut besuchten Märkten stets aus, aber die Taschen der Zuschauer wurden in letzter Zeit immer leerer und den Willen zu einer kleinen Gabe verloren sie, sofern die Begeisterung nicht ihr Maximum erreichte.

»Für mich war Aufgeben schon immer ein Fremdwort. Ihr wollt eine Show? Ihr bekommt eine Show!«, schoss ihr durch den Kopf, während die junge Dame ihren Zopf nach hinten warf und sich ihre Augen schlossen. Sie vertraute dem Feuer mehr als den Zuschauern, und so ging Mai davon aus, dass die Flammen sie nicht verletzen würden, sondern ihr stets das schenken, was sie zum Leben gerade benötigte. Mit einem ohrenbetäubenden Gebrüll schleuderte sie die beiden Stäbe ein letztes Mal in die Höhe, setzte sich auf den kalten, feuchten Straßenboden und legte sich auf diesem langsam nieder. In vollkommener Konzentration lauschte sie mit ihren ausgeprägtem Gehör nach den züngelnden Flammen, verfolgte die Herkunft der Geräusche und spürte die Wärme, welche sie schon ihr ganzes Leben lang begleitete. Sekundenbruchteile später stürzten die brennenden Stäbe auf sie zu, raubten der Menge den Atem, bevor Mai im letzten Moment die Augen aufriss und sich mit ihren Armen in einer rhythmischen sowie kraftvollen Bewegung zugleich vom Boden abstieß, um die Stäbe mit ihren Händen zu fassen. Als die junge Frau jene ergriffen hatte, schloss sie mit einem Salto in Richtung der Schaulustigen diesen Höhepunkt ihres Auftritts ab. Für einen Moment wirkten die Massen wie versteinert, doch kurz darauf jubelten sie mehr denn je dieser faszinierenden Feuertänzerin zu, die sich einer unvorstellbaren Gefahr aussetzte. Mai holte tief Luft, verneigte sich und strahlte vor Stolz darauf, diese Nummer erneut gemeistert zu haben, obwohl es für sie nicht den Hauch von Zweifel daran gegeben hatte. Nachdenklich wandte sich ihr Blick nun dem Hut zu, um den eine Gruppe von Personen mit Portemonnaies stand. In den Ohren des Vaters erklang das klimpernde Geld; auch wenn es sich nicht nach Unmengen anhörte, so war er doch erfreut darüber und in der Hoffnung, dass es für die nächsten Tage ausreichen mochte. Als Mai die Decken auf einem Stapel sammelte, die Flammen mit einem Eimer voll Wasser löschte und den gesamten Platz aufzuräumen begann, schaute sie nochmal kurz zu ihrem Vater, denn der Trubel hatte sich bis auf zwei Personen gelegt. Ihr Vater schüttelte den Kopf und stammelte vor sich hin: »Es reicht nicht, Kind, das ist für Nahrung zwar genug, doch für die Reise zum nächsten Markt zu wenig ...«

Klara wurde bei dieser Aussage stutzig. Sie hätte niemals erwartet, dass die Schaustellerin und ihr Vater so bettelarme Leute gewesen wären. Dann wiederum schüttelte sie den Kopf über so viel Knausrigkeit bei den Leuten. »Wie kann man eine so tolle und vor allen Dingen nicht ungefährliche Darbietung nur so kärglich entlohnen?« Sie schaute betrübt. In diesem Moment fiel Mais Blick auf die Rollstuhlfahrerin und ihren Butler. Sie ging auf die beiden zu.

»Oh, hat dir mein Tanz gefallen?«, fragte sie in einem sehr freundlichen Ton das sitzende Mädchen, während sie sich zu ihr hinabbeugte.

»Ja, das war toll! Ich wünschte, ich könnte mich auch so gut bewegen wie du ...« Traurig senkte Klara ihren Blick auf den Boden.

»Wieso sitzt du denn im Rollstuhl?« Mai hatte sich nun auf den Boden gekniet, um ihren Rücken für zukünftige Auftritte zu schonen.

»Vor drei Jahren hatte ich einen schlimmen Unfall ...«

»Das ist ja furchtbar!«, stieß Mai erschrocken und erfüllt von Mitleid aus. »Ich hoffe, ich konnte dir wenigstens ein bisschen Freude mit meinem Feuertanz schenken.«

»Schon, aber ... weißt du, es schlägt mir immer wieder auf das Gemüt, wenn ich solche Tänze sehe, weil mir diese Beweglichkeit genommen wurde...« Ein Seufzer entwich der blonden Dame,

während sie sich an die hellblaue Decke auf ihrem Schoß klammerte.

»Du hast natürlich recht... aber schau doch mal, wie gut es dir im Vergleich zu mir geht. Mein Vater und ich müssen für unseren Lebensunterhalt auftreten, das ist unser täglich Brot. Wir haben nichts, noch nicht mal ein richtiges Dach über dem Kopf, und wenn ich keine gute Show abliefere, wird es sehr schwer für uns. Versagen ist einfach nicht drin.« Mai rückte etwas näher an Klara heran und setzte eine ernste Miene auf. Das Mädchen im Rollstuhl blickte nun wieder auf und sah Mai mitleidig in die Augen.

»Aber weißt du was? Es würde mir doch nichts bringen, daran zu verzweifeln. Du musst es von der guten Seite betrachten. Durch meine Tänze und das Trommeln meines Vaters haben wir zusammen die Fähigkeit, Menschen zu bewegen, zu begeistern und ins Staunen zu versetzen. Das kann jeder, und zwar jeder auf seine ganz eigene Weise. Du musst lernen, das zu lieben, was du hast! Lass dich nicht von dem unterkriegen, was dir fehlt. Such dir deine Trumpfkarte und spiele sie im richtigen Moment aus! Tanze mit dem Leben!«

Ein Lächeln machte sich auf Klaras Gesicht bemerkbar. Sie konnte zum Beispiel erstaunlich gut Geschichten erzählen, aber sie hatte noch nie darüber nachgedacht, diese Fähigkeit zu nutzen. Es stimmte, was Mai ihr gesagt hatte: Worauf es ankam, war das, was man hatte. Klara war erfüllt von neuem Selbstbewusstsein.

»Bitte reiche mir doch mal eben meine Geldbörse«, bat sie Johann leise flüsternd. Nachdem sie die teure Ledertasche in ihre Hände genommen und geöffnet hatte, sah sie Mai tief in die Augen.

»Du hast recht. Du hast es nicht nur geschafft, mit deinem Tanz mir ein Lächeln aufs Gesicht zu zaubern, du hast mir meine Freude am Leben wieder geschenkt. Du hast mich mit deinem Tanz, aber noch viel mehr mit deinen Worten tief berührt. Bitte nimm dies als Zeichen meiner Wertschätzung.«

Klara überreichte Mai einen grünen Schein.

»Lass uns weitergehen, Johann. Und danke für alles!« Mit diesen Worten schob der Butler den Rollstuhl mit einer übergelücklichen Klara an. Mai schaute den beiden noch lange hinterher.